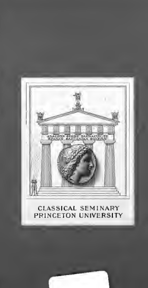
Charakterköp... aus der antiken literatur

Eduard Schwartz


CLASSICAL SEMINARY
PRINCETON UNIVERSITY



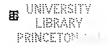


CHARAKTERKÖPFE AUS DER ANTIKEN LITERATUR

FÜNF VORTRÄGE

VON

EDUARD SCHWARTZ

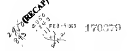


LEIPZIG
VERLAG VON B. G. TEUBNER
1903

Druck von Theodor Hofmann in Gera.

DER STRASSBURGER GRAECA

GEWIDMET



VORWORT

Diese Vorträge sind im Winter 1901/2 am Hochstift in Frankfurt gehalten und in ähnlicher Weise sowie aus denselben Gründen zum Druck gelangt, wie die Vorträge über den griechischen Roman, die ich vor einigen Jahren veröffentlicht habe. Auf deren Vorwort begnüge ich mich hier zu verweisen; im Übrigen muß das Büchlein, das für Fachgenossen nicht bestimmt ist, sich selbst seinen Weg suchen.

Oktober 1902

E. S.

INHALT

I

HESIOD UND PINDAR

Wer einmal die Grenze überschritten hat, weiß sich der eigentümlichen Erfahrung zu erinnern, daß ihm die Leute im fremden Lande einander zum Verwechseln ähnlich vorkommen; es gehört schon langer Aufenthalt und eine den ersten Eindruck ignorierende Übung im Beobachten dazu, individuelle Umrisse aus der allgemeinen Gleichmäßigkeit bestimmt und scharf herauszunehmen. Die große Menge des gebildeten Publikums verhält sich zu den antiken Literaturen nicht anders, um so weniger, als es sich für diese Art der Betrachtung auf eine lange Gewohnheit, um nicht zu sagen auf eine imposante Tradition berufen kann. „Die Alten", so sagte man früher, seit der Renaissance des Hellenentums, seit Winckelmann und W. v. Humboldt ist man gewohnt die Griechen zu nennen, wenn das klassizistische Ideal gepredigt werden soll. Und nicht allein der moderne Klassizismus hat solche die individuellen Differenzen nivellierenden Gesamttypen geschaffen, sie sind viel älter. In der lauen Dämmerung des Weltfriedens im römischen Kaiserreich sah die nur genießende, nicht mehr zeugende Sehnsucht kulturgesättigter Geschlechter die Gestalten der Vorzeit in einem gleichen Lichtglanz, der alle Schatten und damit alle scharfen Linien verschluckte. Die Wunderwerke der klassischen Periode galten für mühelos erzeugte Produkte bevorzugter Wesen, denen des home-

rischen Götterschmieds Hephaestos vergleichbar; das Gefühl dafür war erstorben, daß Menschen, sterbliche, leidende und strebende, kämpfende und irrende Menschen sie geschaffen hatten.

Den Idealtypus soll der Charakterkopf ersetzen, die klassischen Gespenster sich verdichten zu Individuen leibhaften Wesens. Auch einer solchen Betrachtung schieben sich nur zu leicht Phantome vor die echten Bilder. Eine gewisse Manier der modernen literargeschichtlichen Forschung, das in der Übertreibung falsche Prinzip, in jedem Literaturwerk lediglich ein persönliches Bekenntnis zu sehen, die nie aussterbende Neigung der Menge, in den Großen des Geistes die eigene Kleinheit wiederzufinden, nähren immer von neuem die Meinung, es käme nur darauf an, die Neigungen und Leidenschaften, die individuellen Fehler und die Zufälligkeiten des einzelnen Menschendaseins, oder gar, um den greulichen Ausdruck zu gebrauchen, das sogen Milieu möglichst genau herauszupraeparieren und vor Augen zu stellen, als sei damit das volle Verständnis einer geistigen Persönlichkeit und ihres Werkes gesichert. Gewiß hat jedes Menschenwerk seine Menschlichkeiten, die man verstehen muß um sie zu entschuldigen; es ist auch leider wahr daß in der antiken Literatur vieles ein Rätsel bleibt und bleiben wird, weil so wenig brauchbares biographisches Material sich gerettet hat Andererseits ist das geschichtliche Verständnis geistigen Lebens etwas anderes als die gelehrte oder ungelehrte Romandichtung die an einzelnen Menschlichkeiten psychologisch herumdeutelt. Weder das nährende Erdreich noch der in ihm schlummernde Keim sind die Pflanze: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, das gilt von jedem Propheten des Geistes. Des Menschen eigenstes, das ihn überlebt,

sind nicht die geheimen Gedanken, die sich anklagen und entschuldigen, nicht sein tägliches Getriebe, sondern das Spiegelbild das sein Wesen im Handeln und Schaffen zurückwirft: dies und dies allein ist maßgebend für die ethische Selbsterkenntnis so gut wie für die geschichtliche Betrachtung.

Der homerische Dichter und Sänger stellt sich in seinen Versen nicht mit Namen vor. Es ist ungewöhnlich, wenn einmal ein Dichter, der am Feste des delischen Apoll seinen Hymnus vorgetragen hat, übermütig genug ist, die delischen Tempelmädchen zu bitten, sie möchten auf die Frage der Fremden, welcher Sänger ihnen am besten gefiele, antworten: ‚der blinde Mann aus Chios, der am besten das Dichten versteht' — dann folgte der Name. Er ist seit uralten Zeiten zerstört, weil die Homernovelle diese Verse auf ihren Helden bezog; sie waren eben ein in dem ionischen Epos einzigartiges persönliches Dokument, das jene Novelle sich um so weniger entgehen lassen konnte, als es etwas ähnliches sonst nicht gab. Der Glaube an den einen Homer, der das ganze ionische Epos gedichtet hätte, wäre ja nie entstanden, wenn in den überlieferten Gedichten Selbstzeugnisse von Dichtern vorhanden gewesen wären, wenn der Brauch gefordert hätte daß der Dichter sich seinem Publikum vorstellte. Es ist kein Zufall, daß das unterbleibt. Die homerische Poesie ist freilich keine Volkspoesie in dem Sinne daß sie spontan aus dem Volk hervorgewachsen wäre; sie ist ja nicht einmal für das Volk bestimmt, sondern für die Herren; in der Thersitesepisode tritt das grell hervor. Die Talente und Anschauungen der einzelnen Dichter sind auch sehr verschieden, führen oft zu einander entgegengesetzten Er-

1*

findungen, wie z. B die Dichtungen von Hektors Abschied, von Achills wilder Rache am Leichnam des Feindes, von der Begegnung Achills mit Priamos sich geradezu aufheben. Trotzdem wäre es verkehrt, diese Dichtungen mit der individuellen Poesie späterer Zeiten auf eine Linie stellen zu wollen. Denn wenn jene Dichter auch Individuen gewesen sind, so haben sie sich nicht als solche gefühlt, ihr Ich nicht mit Bewußtsein der übrigen Welt entgegengesetzt, und darauf kommt es an. Sie waren Glieder einer Zunft, oder wie sie selbst dasselbe ausdrückten, Diener der Musen, sie gaben weiter was sie empfangen, das Überlieferte mehrend und ändernd, oft genug werden weder sie noch ihr Publikum zwischen Überkommenem und Eigenem scharf geschieden haben. Sie gingen in ihrem Stoffe auf; etwas Persönliches zu verewigen gab ihnen ihre Muse nicht, die verlangte daß sie von den Taten und Helden der Vorzeit erzählten.

Der erste griechische Dichter der sich selbst nennt, der sein eigenes Ich stark genug empfand um es der Welt offen zu zeigen, ist Hesiodos von Askra in Boeotien, aber kleinasiatischer Herkunft. „Mit den Musen vom Helikon beginne ich meinen Sang, die auf dem hohen, heiligen Berg Helikon hausen und mit den zarten Füßen um die dunkle Quelle und den Altar des Zeus tanzen. Von dort zogen sie aus im Dunkel der Nacht und ließen ihre schöne Stimme erschallen, sie lehrten dem Hesiod den Gesang, der am Hang des heiligen Helikon die Schafe weidete. So begann ihre Rede zu mir: ‚Hört, ihr Hirten in der Einsamkeit, ihr Toren und müßigen Fresser, wir wissen zwar vieles zu erfinden, das der Wahrheit nur gleicht, aber wir wissen auch, wenn wir wollen, die Wahrheit zu künden.' So sprachen

Google

die Töchter des großen Zeus, gaben mir einen Ast vom frischgrünenden Lorbeerbaum zum Stab und hauchten mir göttlichen Gesang ein, daß ich die Dinge künde der Zukunft und der Vorzeit. ‚Singe', so befahlen sie, ‚die Herkunft der seligen unsterblichen Götter, beginn und schließe mit uns, den Musen.'"

Hesiod nennt sich, weil ihm etwas besonderes widerfahren ist: die Musen sind zu ihm gekommen, sie haben ihn inspiriert — das griechische Wort entspricht dem lateinischen, wie das Dogma es verwendet, ganz genau —, nicht das leichte Spiel des Trugs, nein, die Offenbarung der Wahrheit haben sie gerade ihm geben und gebieten wollen. „Dies ist es, das Amos, der unter den Hirten zu Thekoa war, gesehen hat über Israel . . . . so spricht der Herr." „Dies ist das Wort des Herrn, das geschehen ist zu Hosea . . und da der Herr anfing zu reden durch Hosea, sprach er zu ihm." So beginnen die Gedichte der Propheten Israels, ebenfalls mit dem Namen des Dichters und der Ankündigung einer besonderen, persönlichen Offenbarung. Die Gleichheit der historischen Erscheinungen ist ebenso deutlich wie die Unmöglichkeit, die eine aus der anderen abzuleiten. Das unmittelbare religiöse Gefühl, der Drang, einen göttlichen Auftrag zu erfüllen, bringt das absolut Neue zuwege, daß ein einzelner Mensch sich klar und deutlich seinem Volke gegenüberstellt; das Individuum ist erwacht und löst sich von der Gemeinschaft, um sich freiwillig wieder mit ihr zu verbinden.

Hesiod will berichten wie die Erde und die Götter geworden, wie diese ihre Schätze verteilt und ihre Ämter geordnet, wie sie ihren Wohnsitz auf dem Olymp aufgeschlagen haben. Was er mitteilt, ist mit nichten alles neu, er will ja keine Erfindungen geben, sondern

die Wahrheit, und was überliefert war, zu einem Bild zusammenfügen von der Entstehung der Welt und der göttlichen Weltordnung. Der Größe der Konzeption tut es keinen Eintrag, wenn die Ausführung stark zurückzubleiben scheint, um so weniger als der Schluß des Gedichtes früh verloren gegangen ist und unklar bleibt, worauf der Prophet schließlich hinauswollte. Merkwürdig ist aber, wie der Dichter sich an die überlieferten Formen klammert. Dem Druck des ionischen Epos hat dieser selbständige Geist sich so wenig entziehen können wie das gesamte griechische Festland; Vers und Sprache, Formeln und Bilder sind entlehnt, ja auch die Anrufung der Musen am Anfang ist epische Gewohnheit, und seltsam kontrastiert der ganz lokale Musencult auf dem Helikon und die Anrede der Göttinnen an den Schafhirten mit der konventionellen epischen Rede: es ist eben neuer Wein in alten Schläuchen.

Der Hirte von Askra, dem die Musen vom nahen Helikon erschienen waren, wurde ein Sänger, und trat als solcher an den Rhapsodenagonen auf. Weit ist er nicht herumgekommen, er erzählt selbst, daß er nur einmal ein Schiff bestiegen habe, um nach Chalkis in Euboea zu fahren zum Sängerstreit bei der Bestattung des Amphidamas: da habe er einen Dreifuß gewonnen und ihn den Musen vom Helikon gestiftet. Daß Dichter und Propheten zwischen den Weltkindern übel fahren, hat auch er erleben müssen, dafür gaben ihm die Musen zu sagen was er litt, in einem zweiten Gedicht, das sich die Ziele viel tiefer steckte, aber an origineller Kraft und unmittelbarer Wirkung seine erste Schöpfung bei Weitem überragt, eben weil es ganz irdisch und ganz persönlich ist, in den sogenannten Werken und Tagen. Der Vater Hesiods war aus dem aeolischen

Kyme, wo er nicht vorwärts kommen konnte, ausgewandert in das „elende Nest Askra, am Fuß des Helikon, wo es im Winter arg kalt, im Sommer unertraglich heiß ist und nie etwas gedeiht", wie der mit seiner Heimat sehr wenig zufriedene Dichter selbst sagt: an der sonnigen kleinasiatischen Küste konnte es zu solchen Ausbrüchen des persönlichen Unbehagens nicht kommen Der Alte hatte ein Gütchen erworben, in das sich die Söhne Hesiod und sein Bruder Perses teilen sollten. Schon bei der Teilung übervorteilte der Bruder den Dichter, weil er es verstand, die vornehmen Herren, welche Recht sprachen, auf seine Seite zu bringen; aber damit nicht zufrieden, fing er von Neuem Streit an und scheute keine Kosten, um den Bruder um den Rest seines Erbes zu bringen. Da brach der Dichter los. Wieder wird es ihm schwer, für seine Gedanken die Form zu finden. Er ruft die Musen an. sie sollen Zeus preisen, den Schutzer des Rechts Das ist konventionell, aber am Schluß der Anrufung bricht das Persönliche durch, unvermittelt und neu. „hore mich Zeus, mach gerade die Richtersprüche nach dem Recht: meine Rede, Perses, ist wahr." Und nun greift er, wieder ganz persönlich, zurück auf das Werk seiner Jugend „Es ist nicht richtig, was ich damals gesagt, daß es nur eine Eris, nur einen Streit gäbe, das scheußliche Kind der bösen Nacht: es gibt neben der bösen Eris noch eine zweite, die gute, die den Bedürftigen antreibt, die Hände zu rühren und zu arbeiten, im Wettstreit mit dem Reichen" Darauf bauen sich nun die kernigen Scheltworte gegen den Bruder auf, der der bosen Eris nachfolgt und statt durch Arbeit, durch unredliche Prozesse reich werden will; es fehlt auch nicht an sehr freimütigen Anreden

an die Großen, die das Recht krumm biegen und den Zorn des Zeus über die ganze Gemeinde bringen.

Die Analogie mit den Propheten des Alten Testaments tritt auch hier scharf hervor, die ebenfalls keine transscendentale weltfremde Religion predigen, sondern sehr energisch verlangen daß das Unrecht aufhört, und die Großen und Herren dafür verantwortlich machen. Es berührt das moderne Empfinden eigentümlich, wenn auf hellenischem Boden, im homerischen Hexameter, die Predigt der Arbeit und des Rechtes der Geringen aus unmittelbarer persönlicher Empfindung heraus ertönt: die Gewöhnung, das Griechentum nach der die Arbeit verachtenden Ethik des dorischen Adels und der Polemik des platonisch-aristotelischen Intellektualismus gegen die demokratische Gleichmacherei zu beurteilen, hat die Verse des Hirten von Askra verhallen lassen, daß „die Götter dem Menschen das was er zum Leben braucht, nicht auf den Tisch gelegt haben: wenn das so wäre, dann brauchte man freilich nicht sich das ganze Jahr zu plagen, könnte das Steuerruder in den Rauchfang hängen und es wäre eitel, Ochs und Maultier zu bemühen."

Hesiod ist mit nichten nur Spruchdichter; seine Muse soll mehr sein als der Herold seines Kummers. Er mahnt freilich den bösen Bruder zur Arbeit: „Perses, du großer Narr, ich will dir segensreiche Wahrheit sagen. Leicht ist der Weg zum Verderben, zum wirtschaftlichen Untergang: der wohnt jedem nahe. Vor das Gedeihen haben die Götter den Schweiß gesetzt, weit und steil ist der Weg der Arbeit, aber ist die Höhe erreicht, dann wandert sichs leicht. Kannst du selbst dich nicht richtig beraten, so höre auf den guten Rat eines anderen: bau deinen Acker und sei keine faule Drohne, daß sich

deine Scheuern füllen." Aber diese Mahnung ist, wie die übrigen Scheltreden, nur die Einleitung zu dem wodurch das Gedicht ein Ganzes und ein echtes Epos wird, zu dem in Verse umgesetzten Kalender des Bauern und Schiffers. Anders weiß Hesiod die Arbeit, zu der er mahnt, nicht zu schildern als indem er auf die Überlieferung der Väter zurückgeht, wie es die ionischen Epiker auch taten, aber nur ein ganzer Mann konnte es wagen, nur einer dem sich das Leben neu geoffenbart hatte, Bauern- und Schifferregeln für einen Stoff zu halten, der die gleiche Form verdiente wie die Heldensagen. Ihn druckte diese Form, und doch tritt die große, einfache Persönlichkeit in dem zu eng gewordenen Kleid nur um so wuchtiger hervor; in der majestätischen, ruhigen Wahrheit der Schilderung und der Ratschläge an Landmann und Schiffer weht ein erfrischender Hauch des Segens den Erde und Meer der menschlichen Tatkraft spenden, jenes Segens den der Hellene alter Zeit mit dem einen, nicht zu übersetzenden Wort πλοῦτος bezeichnet.

Der eigenartige Reiz, der Erdgeruch, möchte ich sagen, dieser Bauern- und Schiffersprüche ist von den Alten, denen die aesthetische Theorie nicht verbot, ein Lehrgedicht für echte Poesie zu halten, sehr stark empfunden, merkwürdiger Weise besonders in der hellenistischen Zeit, die es mit der Poetik sehr genau nahm. Aber die sittlichen Wahrheiten, die dem Gedicht das Ethos geben, haben den ganz anderen Tendenzen weichen müssen, welche die Herrschaft des Adels hervorrief und so kräftigte, daß sie dem Hellenentum nie ganz abhanden gekommen sind. Es ist nicht leicht, zum Teil überhaupt unmöglich, festzustellen wie die Geschlechter in den verschiedenen Teilen Griechenlands Macht und

Besitz monopolisiert haben.) Die fertigen Bildungen, von denen eine vereinzelte, trümmerhafte Kunde sich erhalten hat, sehen sehr ungleich aus. Die Ritter in Chalkis, die Rheder von Aegina, die mit der Übermacht des Kapitals den Bauernstand vernichtenden Großgrundbesitzer Attikas sind etwas anderes als der Herrenstand der Eroberer in den Gebieten in welche die griechische Völkerwanderung einen Gegensatz zwischen den siegreichen Einwanderern und der alten Bevölkerung hineingetragen hatte, und auch hier entwickelten sich die Verhältnisse sehr verschieden. Die Handelsherren von Korinth, der stark kolonisierende, den Nachbarn lästige Adel des kleinen Megara, die Dynasten in Thessalien, die militarisch organisierte Oligarchie Spartas weisen eine Fülle von politischen und gesellschaftlichen Formen auf, die man sich hüten muß, einander gleichzusetzen. Richtig aber ist daß diese verschiedenen Gebilde der Adelsherrschaft einen Assoziationsprozeß durchmachen, der im 5. Jahrhundert seinen Abschluß und sein Ende erreicht. Der gemeinsame Gegensatz gegen die Demokratie führt die Herrenstände zusammen und erzeugt über ein weites Gebiet hin, die Stammesgegensätze nivellierend, ja oft das nationale Gefühl hemmend und schädigend, ein Standesbewußtsein das sich mit dem Solidaritätsgefühl mittelalterlicher Feudalherren und moderner Höfe direkt vergleichen läßt. Weit großartiger, weil auf einer imposanten sittlichen Energie beruhend, ist die Standesethik die der griechische, oder wie man wohl zu sagen wagen darf, der dorische Adel in seinen großen Zeiten hervorgebracht hat, in den Zeiten in denen die Herren die Wahrheit noch empfanden, daß mit der Macht über andere die Pflichten gegen sich selbst steigen. Nur der Adliche hat das Recht zu herrschen, ist überhaupt

freier Bürger im vollen Sinne, aber den Standesgeboten muß er sich fügen, und wehe dem der als Alleinherrscher den Stand beugen will. Der Adel hat den hellenischen Haß gegen das Fürstentum geschaffen, und die attische Demokratie trat nur seine Erbschaft an, wenn sie den Tyrannenmord glorifizierte: ὕβρις, der Frevel gegen die standische Ordnung, und ἄτη, die Verblendung der Selbstüberhebung, bezeichnen Komplexe religiöser und sittlicher Empfindungen, die im Geschlechterstaat zusammengewachsen sind. Der griechische Adel beruht auf der Abstammung von den Göttern, wer zum Adel gehören will, hat die Descendenz von einem Gott nachzuweisen. Die Stammbäume der Genealogen haben die griechische Sage mit den Liebschaften der Olympier angefüllt, die erst spät von der atheistischen Aufklärung und der hellenistischen Erotik zum galanten Abenteuer verschoben wurden. Das göttliche Blut verbürgt die ἀρετή, d. h. die hohe Stellung, den Vorzug, der von der inneren Tüchtigkeit noch nicht scharf getrennt wird, weil es eine individuelle, vom Stand unabhängige Existenz für den Mann nicht gibt. Freilich muß dieser Vorzug sich bewahren durch die Tat, durch ein den Standesgeboten gemäßes Handeln. Das kann nur das Handeln eines Herren sein. Die Adelsethik hat die Verachtung der Arbeit geschaffen, umgekehrt allerdings auch das καλόν, jenen Begriff ethischer Schönheit, der sich weder mit Ehre noch mit Sittlichkeit übersetzen läßt. Er hängt ursprünglich mit sehr bedenklichen Institutionen des Dorertums zusammen, ist aber schon in der Adelskultur zu einem kräftigen Faktor des sittlichen Lebens umgewandelt. Im Sinne des Adels ist „schön“ alles was am adlichen Manne die freie Bewunderung der Standesgenossen, die Nacheiferung der

Jungen und das Lob der Alten hervorruft, was zu dem was man als wertvoll schatzt, zu dem *ἀγαθόν* hinzutreten muß, wenn das dorische Ideal des vornehmen Mannes verwirklicht werden soll. Hier greift nun in eigentümlicher Weise das agonale Wesen, brauchen wir nur lieber das Wort, welches die englische Adelskultur dafür geprägt hat, der Sport ein, der charakteristische Begleiter eines Herrenstandes der den Zeitvertreib gebraucht und instinktiv an der Pflege körperlicher Tüchtigkeit festhält, von der Zeit her, als er mit den Waffen den Glauben an sein Götterblut erzwang. Außerdem dienen Wagen- und Pferderennen, sowie Regatten — in Aegina — dazu, das Fundament der Adelsherrschaft, den großen Besitz, in das rechte Licht zu stellen. Je reifer eine solche Standeskultur wird, je mehr sie sich vom breiten Boden der Arbeit und des Erwerbs entfernt, je starker sie ferner alle ehrgeizigen Elemente aufsaugt — ein nicht zu übersehendes Moment —, um so ernsthafter wird das genommen, was ursprünglich nur ein Spiel müßiger Friedenstage war, und so gewannen durch die Adelsherrschaft die Wettrennen und Kampfspiele in Hellas eine Bedeutung von der sich nach modernen Analogien eine Vorstellung bilden zu können ein nicht einwandfreier Vorzug unserer Generation ist In der adlichen Ethik wird der *πόνος*, die Übung des Leibes, zum training des Sports: er ist die notwendige Ergänzung der durch die Abstammung von den Göttern verbürgten Anlage, das was die *ἀρετή*, den Vorzug, aus einem Anspruch zum Erfolg macht Die Gebote der Standesmoral werden durch die Überlieferung fortgepflanzt, werden auch in poetischen Spruchsammlungen niedergelegt, aber es ist sehr bezeichnend daß der Adel scharf und bestimmt den Satz vertritt, daß diese Gebote

nicht durch Lernen angeeignet werden können. Die Tuchtigkeit des adlichen Mannes ist nicht lehrbar, sie ist angeboren und wird geübt.

Der letzte und größte Prophet dieser Adelsethik ist der thebanische Dichter Pindar, selbst einem uralten Geschlecht entstammend, den Aegiden, von denen ein Zweig auch in Sparta ansässig war. Von seinen Gedichten ist der Band erhalten, in dem die Festkantaten zu Ehren der Sieger an den großen Nationalspielen mit einigen hier am bequemsten einzureihenden Gelegenheitsgedichten von den alexandrinischen Philologen vereinigt waren.

Die poetische Form der pindarischen Gedichte ist ein nur historisch zu würdigendes Gebilde. Aus dem einfachen Lied war im Fortgang der Entwicklung ein immer komplizierterer Festgesang geworden, den nur ein geschulter Sangerchor vortragen konnte. Die Sprache ist barock, manieriert, schwülstig, weil die traditionellen Bilder immer wieder gesteigert oder verkürzt werden; Pindar redet erst einfach, wenn er eigenes und persönliches Pathos entwickelt. Die Form bleibt auch im Grunde die gleiche, mag nun der Festgesang einem Gott oder einem Menschen, einer Gemeinde oder einem großen Herren gelten, mag das Fest eine freudige Serenade oder eine prunkvolle Bestattung sein; gleich bleibt auch die Konvention daß der Sangerchor ein völlig unpersönliches Werkzeug in der Hand des Dichters ist. Stets spricht nur der Dichter von sich, nie der vortragende Chor, und das geht so weit daß diese Kantaten öfters zu rein persönlichen Briefen ohne einen festlichen Anlaß werden.

Es gehörte zu den Pflichten des Herrenstandes, seine Feste durch diese Poesie verherrlichen zu lassen

Das Hergebrachte war daß er nicht nur die Sänger, sondern auch den Dichter bezahlte; Milde war auch im hellenischen Mittelalter eine gefeierte Tugend der großen Herren, und die Überlieferung weiß boshafte Geschichten genug davon zu erzählen, wie Simonides, der kluge, weltgewandte Ionier, seine Muse nur für schweres Geld verkaufte. Pindar war selbst von vornehmstem Adel und konnte mit den Fürsten von Kyrene und Syrakus auf gleichem Fuß verkehren: das gibt seinen Dichtungen ein ganz anderes Gepräge. Nicht äußerlich: der schwerfällige Boeoter war kein Genie das neue Formen schaffen konnte, und hing viel zu sehr am Überlieferten, um es zu wollen. Aber seine Kunst war ihm nicht feil, er trieb sie auch nicht als Künstler und gewandter Diplomat, sondern als Prophet; sie war ihm eine heilige Sache. Ihm war der Sportsieg eines Standesgenossen wirklich etwas Großes, weil er an die Adelsethik glaubte, und er feierte ihn nicht um des Lohns und äußerer Ehre willen, sondern um seinen Stand, zu dem er selbst gehörte, zu mahnen, der eingeborenen Art und dem Vorzug des göttlichen Bluts treu zu bleiben. Damit kommt in diese konventionelle Poesie und die sie beherrschende konventionelle Lebensanschauung ein ganz persönliches Moment hinein. Sein eigener Dichterberuf ist Pindar eine ἀρετή, ein Vorzug den ihm sein adliches, göttliches Blut gegeben hat und dauernd verbürgt gegen alle neidischen Rivalen, auf die der vornehme Aegide stolz herabsieht. Keiner der bezahlten Poeten, aber auch keiner der adlichen Sportshelden hat von sich zu sagen gewagt: „Zu dichten weiß nur, wem das Blut reiche Weisheit gegeben; die es lernten, die schwatzen in allerlei Zungen; sie mögen ohnmächtig krächzen wie die Raben gegen den Aar des Zeus."

Es hätte mit wunderbaren Dingen zugehn müssen, wenn eine so spröde, stolze Natur, wie es Pindar war, ohne Kämpfe und ohne Neider durch das Leben gegangen wäre. Schon in dem ersten erhaltenen Gedicht, vom Jahr 498, bekennt der etwa Fünfundzwanzigjährige seinen Glauben an den Wert seiner Poesie, die den Ruhm des Gefeierten erhöhen wird und wie das Gold die Probe wagen darf; noch beruft er sich freilich auf die Gastfreundschaft des vornehmen Herren der ihn um das Gedicht gebeten hat. Allmählich muß er bekannter geworden sein, in ein besonders nahes Verhältnis trat er zu dem aeginetischen Adel, dessen Schutzpatrone, die Aeakiden, er nicht müde wird zu feiern. Die Ruhmesjahre von Hellas, 480 und 479, sind für ihn, den Thebaner, eine schwere Zeit gewesen. Der thebanische Adel wollte mit dem Perser gehn, um als Vasall des Großkönigs nicht nur in Theben, sondern in ganz Boeotien unumschränkt zu gebieten, setzte auch seinen Willen nach Thermopylae gegen die demokratische Opposition durch. Pindar fürchtete das persische Bündnis ebenso wie den Sieg der nationalgesinnten Demokratie, so warnte er vor dem Bürgerkrieg und riet zur Neutralität; schließlich verließ er Theben und ging zu seinen Freunden nach Aegina. In den Siegesjubel von Salamis und Plataeae konnte er nicht freudig einstimmen. Theben drohte von den erbitterten griechischen Verbündeten die Vernichtung, und nur die Aufopferung der thebanischen Aristokraten, die sich freiwillig zur Sühne durch den Tod stellten, rettete die Stadt. Pindar war hellenisch gesinnt, wollte aber darum nicht aufhören, Thebaner zu bleiben. In einem Lied, das er unmittelbar nachdem 479 Theben der schlimmsten Gefahr entronnen war, in Aegina unter seiner persönlichen Leitung singen ließ, erklärte er mutig, allen

Zeitläuften zum Trotz, daß er, der Thebaner, ein Recht habe, Aegina, die Schwesterstadt seiner Heimat, zu feiern. Schwer sei es ihm ums Herz, das Furchtbarste sei abgewendet, und daran halte er sich, so dunkel die Zukunft auch noch aussehe: wenn die Freiheit nur gerettet sei — wenn Theben fiel, so fiel auch sein eigener Adel und seine persönliche Unabhängigkeit —, so lasse sich das Schlimme das etwa noch kommen könne, zum Guten wenden.

Wenn Pindar so freimütig für die Vaterstadt eintrat in einer Zeit in der es bei nationalgesinnten Hellenen für eine Schande galt, Thebaner zu heißen, und obgleich er selbst die Politik seiner Standesgenossen von vornherein mißbilligt hatte, so hat er nicht daran gedacht, dauernd die Heimat aufzugeben, als er 476 nach Sizilien ging und die Fürstenhöfe Therons von Akragas und Hierons von Syrakus besuchte: schon im nächsten Jahr kehrte er zurück. Es duldet keinen Zweifel daß der bedeutende Staatsmann der auf dem Thron von Syrakus saß und faktisch die Geschicke Siziliens lenkte, auf den knorrigen, in harten Jahren innerer und äußerer Kämpfe zum Manne ausgereiften Boeoter einen sehr großen Eindruck gemacht hat. Pindar hoffte daß die Macht des syrakusischen Fürstentums ein Bollwerk dorischer Überlieferungen bilden wurde, ein Bollwerk zugleich nationalhellenischer Art gegen Karthager und Etrusker. Hierons Politik hat solche Gedanken in ihre Kreise einbezogen; als er der neugegründeten Stadt Aetna dorische Institutionen verlieh, war es berechtigt, wenn der aristokratische Dichter mit den feierlichsten und erhabensten Tönen über die er verfügte, die Dynastie des Alleinherrschers feierte. Umgekehrt ist die Freundschaft keine einseitige gewesen, dafür war Pindar, der Aegide, viel zu stolz, und

Hieron wußte genau, daß Pindars Dichtung eine Macht war, die das Prestige seines Thrones sehr wirksam hob. Aber was dem Staatsmann politischer Faktor war, das war für den Dichter Herzenssache, und so mußte das was sie zusammengeführt hatte, sie auch wieder auseinanderbringen, eben weil sie beide Recht hatten und keiner sich untreu werden konnte. Nach idealen Grundsätzen läßt sich ein Land wie Sizilien von einem Alleinherrscher der sich nur auf seine Klugheit und seine Soldner verlassen kann, nicht regieren, und vom Standpunkt eines Hofes aus gesehen, war die Poesie der geschmeidigen Ionier Simonides und Bakchylides ebenso wichtig und ebenso berechtigt, sich fürstlicher Gunst zu erfreuen wie die des boeotischen Edelmannes. Umgekehrt gab die Muse des Edelmannes sich selbst auf, wenn sie sich einer Fürstenpolitik geschickt fügte, sie huldigt nur dem Erfolg den der Gott gegeben hat, nicht dem Menschenwitz.

Fürst und Dichter waren zu vornehm, um es zum offenen Bruch kommen zu lassen; der warme und doch herbe Ton der die pindarischen Gedichte aus der Zeit der wachsenden Entfremdung durchzittert, verrat was dem spröden Manne die Freundschaft mit Hieron gewesen ist. Es ist sehr viel mehr als Mannerstolz vor Königsthronen, wenn er den ehemaligen Freund an den Spruch erinnert, daß die Götter dem Sterblichen für einen Erfolg doppeltes Leid geben, wenn er ihn warnt vor den Schmeichlern, die kein freies Wort sagen können, ihn auffordert, sein wahres Selbst zu bewahren und schließt: „ich verlange nichts mehr und nichts anderes als was mir die Götter zuteilen, aber ich bete darum daß ich den Tüchtigen gefalle".

So reif und so reich die dichterische Produktion

Pindars durch die sizilische Reise und ihre Nachwirkungen geworden ist, man darf sich darüber nicht täuschen. Sizilien ist für ihn eine Episode geblieben. Ihm war sein Adel eins und alles; er war ihm angeboren und sein eigen, wie nur irgend etwas sein konnte, aber er war nur so lange lebendig, als sein Träger der Bürger der Stadt war, zu der das Geschlecht seit unvordenklichen Zeiten gehörte. Weil er Aegide war, weil er mit seiner Dichtung nichts wollte als die Pflichten und die Größe des Adels predigen, mußte Pindar in Theben bleiben und sich behaupten. Er hat es getan, ohne einen Zoll seines Selbst daran zu geben. Wer hellenisches Wesen kennt, der weiß auch ohne Überlieferung, daß solche Erschütterungen wie die von 480 und 479 in Theben noch lange verbitternd und verhetzend gewirkt haben müssen: Pindar hat sich nicht gescheut, von Theben aus mit einem Dithyrambus in Athen zu konkurrieren und den Hort hellenischer Freiheit zu feiern. Der nationalgesinnte Aristokrat ist wahrscheinlich seinen Standesgenossen und den Demokraten gleich unbequem gewesen, und es hat seine Stellung nicht erleichtert, daß er als anerkannter, von den Fürsten und Großen geehrter Dichter eine individuelle, über Theben und Boeotien weit hinausreichende Macht repraesentierte, die man nicht unterschätzen darf und die dem Neid der Gegner eine um so breitere Angriffsfläche darbot, je unabhängiger der Dichter seiner Muse diente. Er wehrte sich mit kräftigen Hieben gegen die Feinde, die seine Poesie angriffen und den Mann selbst treffen wollten, am energischsten als Intriganten versuchten ihn zugleich mit Aegina, wo er in der Perserzeit ein sicheres Asyl gefunden hatte, zu verhetzen und seine Stellung in Theben zu erschüttern. Er will ein einfacher Bürger

bleiben, sich schicken in das was der Gott fügt, er kennt nicht die rastlose Begier des Neidischen, der jeden Erfolg für sich haben will; den schlauen Odysseus mag er nicht spielen und ihm genügt es, seinen Kindern — natürlich hat er sich ein Haus gegründet — einen ehrlichen Namen zu hinterlassen. Aber in seine Kunst soll ihm niemand hineinreden: „im Siegesglanz werde ich triumphieren über meine Feinde, ohnmächtig im Dunkel bleibt das Trachten des Neid vergeblich, wie Sisyphos den Stein, gegen mich wälzt; den Erfolg den mir der Gott verbürgt hat mit meiner Geburt, den wird die Zukunft vollenden." Und den aeginetischen Freunden schärft er ein daß ihre Sportsiege verhallen und verwehen werden, wenn seine Muse sie nicht feiert; es sei nichts Geringes, einen Dichter zum Freund zu haben, dessen Muse nur freie und nicht bezahlte Huldigungen bringt.

Einem sachlichen und kräftigen Wollen ist auf Erden nimmer etwas anderes beschieden als ein Ende mit Bitterkeit; am wenigsten bleibt es solchen Propheten erspart, die wie Pindar und Dante nach rückwärts schauen. Die Welt in der Pindar lebte und für die er kämpfte, trug längst den Keim des Todes in sich, und er erlebte es noch, wie sie Stein für Stein zusammenbrach. Er ließ sich nicht irre machen. 457, als Pindar sich den Siebenzig näherte, wurde Aegina gezwungen, in den attischen Bund einzutreten und brachte der Sieg von Oenophyta Boeotien unter die Herrschaft der demokratischen, Theben feindlichen Partei in Boeotien. Ein Festlied für einen Thebaner gestaltet sich dem Dichter zu einer patriotischen Manifestation; der Sagenruhm Thebens wird aufgerufen, zornig erinnert er die Spartaner, die Theben im Stich ließen, daran daß sein

eigenes Geschlecht, die Aegiden, ihnen einst bei der Eroberung von Lakonika geholfen, was jetzt undankbar vergessen sei, weil kein Epos es besungen, machtvoll wird ein Verwandter des Gefeierten gepriesen, der in diesem Wettersturm den blutigen Hagel von seiner Heimat abgewehrt und in der Blüte seiner Jahre in der ersten Reihe gefallen sei. Sehr unpolitisch, aber treu seinem Glauben, tröstet sich Pindar mit dem herrlichen Sportsieg seines Mitbürgers: weit dürften des Sterblichen Wünsche nicht reichen. 10 Jahre später mußten die Athener Boeotien wieder räumen Freilich glückte es ihnen im folgenden Jahr den Aufstand Euboeas niederzuschlagen, und das peloponnesische Heer das in Attika einzufallen drohte, kehrte wieder um; aber die athenischen Staatsmänner fingen an, über einen Frieden zu verhandeln, der nicht zu erreichen war, wenn die Expansionslust des unternehmenden Staats sich nicht zunächst Schranken setzte. In diese Zeit, in der die Athen feindlichen Kreise mit Spannung einer Neuordnung der griechischen Dinge entgegensahen, fällt das letzte der erhaltenen Gedichte Pindars, in dem der nahezu Achtzigjährige den Sieg eines jungen Aegineten feiert, den er selbst in Delphi mit erlebt hatte. „Ruhe, stadtebewahrende Tochter des Rechts, die die Schlüssel hält zum friedlichen Ratschlag und zum Krieg, dir bring ich dieses Siegeslied. Du verstehst es, Wohltaten zu geben und zu empfangen, wie die Zeit es schickt, verstehst es aber auch, dem unbarmherzigen Feind rauh zu begegnen und den Übermütigen siegreich zu Boden zu schmettern." Das kann nicht auf die gefeierte Persönlichkeit zielen, und wenn es auch zur Religion Pindars gehört, den Sieger an die Grenzen zu mahnen, welche die Gottheit menschlichem Streben gesetzt hat, so geht es weit über

solche Mahnungen hinaus, wenn es heißt daß nur die Narren bei einem ungetrübten Erfolg die menschliche Klugheit preisen: „den gibt nur Gott, und der erhebt diesen und stürzt jenen". Immer feierlicher und ernster werden die Töne, bis mit plötzlichem Umschlag und ungeheuerer Wirkung das Schlußgebet voll siegreicher Hoffnung dahinbraust. „Wem ein glücklich Los gefallen, der läßt in üppigem Gefühl des Erfolgs sich emportragen von trotzigem Hoffen, nach mehr strebend als ihm der göttliche Segen gegeben. Rasch wächst Menschenglück, rasch stürzt es zur Erde, wenn ungefüges Wollen es erschüttert. Tageswesen sind wir, ist unser Sein ein Sein, ein Nichtsein? Der Mensch ist nur eines Schattens Traumbild — doch wenn Zeus ihm Siegesglanz gibt, dann strahlt ihm leuchtend eine freundliche Zukunft. Aegina, traute Mutter, führe zur Freiheit diese Stadt mit Zeus und dem Herrscher Aeakos und Peleus und dem edlen Telamon und Achilleus." Dem Namen, nicht der Sache nach hat Aegina im 30jährigen Frieden, den Athen und der peloponnesische Bund schlossen, die Freiheit erhalten.

Pindar ist kein großer Dichtergeist. Der Kreis seiner Gedanken ist eng, der Pomp seiner Sprache steif, die Formen seiner Poesie konventionell, die Sache der er diente, war längst nicht mehr lebendig und berechtigt zu dauern. Und doch ist es ein eigen Ding um seine Verse: es spricht ein Mann der an das glaubt, was er predigt, der mit jedem Wort das ist, als was er geboren war, ein Edelmann von Gottes Gnaden.

II

THUKYDIDES UND EURIPIDES

Hesiod und Pindar sind in gewissem Sinne einsame Menschen. Der Kleinbauer von Askra, dem die Formen des ionischen Heldenepos die Möglichkeit gaben, sich auszusprechen, enthüllt ein Stück altgriechischen Lebens, über welches gerade das Epos einen glänzenden Schleier für Mit- und Nachwelt gelegt hat. In der Einsamkeit der Bergweide erging an ihn der göttliche Ruf zu etwas Höherem, und die Verletzung des echt bäuerlichen Rechtsgefühls, das sich dagegen aufbäumt, durch die Willkür der Großen die Heimstätte der eigenen Arbeit zu verlieren, gab ihm die Kraft zu erkennen daß nicht nur Streitwagen und Ritterspieß, sondern auch Ochsenkarren und Pflug heroische Waffen seien, wert dichterischen Glanzes. Er blieb ein Prediger in der Wüste. Pindar, der vornehme Göttersohn, setzt sein ganzes Mannestum daran, eine Welt zu erhalten, die den Fluten der Demokratie keinen Damm mehr entgegensetzen konnte, weil sie innerlich morsch geworden war; ihr größter Prophet ist der deutlichste Zeuge ihres Endes. Thukydides und Euripides entstammen der attischen Kultur des 5. Jahrhunderts, einer Kultur deren inneres Leben den Jahrtausenden Trotz geboten hat. Epigonen der Romantik, an Ernst der Arbeit und kindlichem Herzensadel ihren geistreichen Vorgängern überlegen, ihnen gleich in dem mangelnden Verständnis für die

dämonischen Tiefen des immer schaffenden und immer zerstörenden realen Lebens, haben diese Kultur gemalt als ein Paradies in dem überirdische Schattenwesen den Traum der Freiheit und der Schönheit träumten. Ohne Zweifel ist das Licht mit dem dies Idealbild vielen und nicht den schlechtesten die dunkle Nacht die man Menschenleben nennt, erleuchtet hat, ein reineres und wärmeres gewesen als der grelle Schein betäubenden Genusses und sich abhetzender Jagd nach äußerem Erfolg, an dem man sich jetzt so gerne blind sehen möchte gegen die innere Friedelosigkeit aber wenn ein aus der Geschichte genommenes Idealbild wahr und wirklich werden kann in den Herzen, so beweist das noch lange nicht daß es in der Geschichte selbst wahr und wirklich gewesen ist Im Altertum haben die Menschen allerdings einmal vom Schönheitstraum leben wollen, aber nicht im sogenannten perikleischen Zeitalter, sondern zur Zeit des Kaiser Hadrian und der Antonine. es kam wenig dabei heraus, und die Menschen selbst haben sich wenig wohl dabei gefühlt, noch weniger freilich die welche die unmittelbare Erbschaft jenes Zeitalters antreten und die bittere Not der Wirklichkeit am eigenen Leibe erfahren mußten. Die Perioden in denen der Menschheit Pulse rascher schlagen, die Zeiten des Schaffens, sind nie paradiesisch gewesen gerade dann haben Seelengröße und sterbliche Leidenschaft, Hingabe und Haß, das Schaffen für die Ewigkeit und der Jammer des Herzens enger neben einander gewohnt als sie es im Menschendasein überall und zu allen Zeiten tun Mit den großen Athenern des 5 Jahrhunderts ist es nicht anders, und sie verlieren nichts, wenn der Nimbus jahrtausendelanger Bewunderung sich auflöst und aus den klassischen Mustern Männer

werden, die den Kelch des Daseins bis zum letzten Tropfen haben leeren müssen.

Thukydides war nicht von rein attischer Abstammung, sein Vater war zwar attischer Bürger, muß aber aus derselben thrakischen Dynastenfamilie entsprossen sein, in welche Miltiades, der Sieger von Marathon, hineingeheiratet hatte. Von daher stammten die großen Besitzungen der Familie in Skapte Hyle, auf nicht attischem Gebiet, nicht weit von der wichtigen attischen Festung Amphipolis gelegen, Thukydides Geschichtswerk verrät daß er die thrakischen und makedonischen Verhältnisse, den Gegensatz dieser Bauern- und Räuberstämme zu dem griechischen städtischen Wesen und die aus sehr egoistischen Gründen betriebene zivilisatorische Arbeit der dortigen Fürsten aus eigener Anschauung kannte. Er war geboren etwa ein Vierteljahrhundert nach den Perserkriegen und wuchs auf in der Zeit in der Athen seinen Frieden mit dem Großkönig gemacht hatte und bestrebt war, sein hellenisches Reich zu konsolidieren sowie den Handel zu monopolisieren, wozu es freilich nötig war, den Westen dem korinthischen Einfluß zu entziehen und auf Sizilien festen Fuß zu fassen, im Altertum bedeutet der Besitz dieser Insel die Herrschaft über das Mittelmeer. Als der peloponnesische Krieg ausbrach, war er ein reifer Mann, hatte vermutlich sein dreißigstes Jahr schon hinter sich. Im Sommer 424 trat er in die höchste Exekutivbehörde des attischen Staates, das Strategenkollegium ein. Es ist nicht unwahrscheinlich daß man schon bei der Wahl sich der Hoffnung hingab, daß seine Kenntnis der dortigen Dinge und sein Einfluß in dem Grenzgebiet wertvoll werden konnten, jedenfalls hatte er im Winter 424/3 die Flottenstation in Thasos zu kommandieren. Da traf plötzlich

die Nachricht ein, daß der Spartaner Brasidas, der schon im Sommer auf der chalkidischen Halbinsel dem attischen Reich die empfindlichsten Verluste zugefügt hatte, im Besitz der Brücken über den Strymon sei. Thukydides eilte herbei, kam aber zu spät um Amphipolis zu retten: die Athener haben diese wichtige Stadt nie wieder bekommen, zwei Menschenalter später wurde ihr heißer Wunsch, sie zu besitzen, der Anlaß zu dem verhängnisvollen Streit mit Philipp von Makedonien. Die demokratischen Chauvinisten, Kleon an der Spitze, suchten nach leidiger Gewohnheit einen Sündenbock und fanden ihn in dem vornehmen, reichen Mann, der die auf ihn gesetzte Hoffnung so enttäuscht hatte, er wurde wegen Hochverrat zum Tode verurteilt. Thukydides hatte diesen Ausgang vorausgesehen und sich auf seine Besitzungen in Sicherheit gebracht. Auf attischem Gebiet war er von nun an vogelfrei, innerhalb des Machtbereichs der Peloponnesier hing das Wohlergehn des rechtlosen Verbannten lediglich davon ab, wie weit es ihm gelang, durch persönliche Verbindungen, Besitz, Klugheit sich in Respekt zu setzen. In Skapte Hyle selbst wurde die Existenz für ihn unbehaglich, nachdem Sparta im Frieden von 421 das Recht Athens auf Amphipolis anerkannt hatte und er erwarten mußte, daß Athen alles daran setzen würde, seine verlorene Position wiederzugewinnen: daß das versäumt werden würde, ließ sich zunächst nicht voraussehen. So ging Thukydides in die Peloponnes, wir wissen natürlich nicht genau wohin; aber er hätte die sehr komplizierten politischen Verschiebungen die sich in den nächsten Jahren in der Peloponnes abspielten, nicht mit der Klarheit wie er es getan hat, darstellen können, wenn ihn nicht ein persönlicher Verkehr mit leitenden spartanischen Kreisen

in den Stand gesetzt hatte, den Lauf der Dinge von oben und als Eingeweihter zu sehen Wo er sich dann aber nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten aufgehalten hat, laßt sich nicht ausmachen; in Sizilien ist er nicht gewesen: dann müßte sein Bericht von der attischen Expedition von Syrakus aus orientiert sein, er ist aber nicht einmal peloponnesischer, sondern attischer Herkunft. Am wahrscheinlichsten bleibt immer, daß er nach Skapte Hyle zurückging. 411 zog sich der Krieg wieder in die thrakischen Gegenden; nur bis zu diesem Zeitpunkt ist Thukydides Erzahlung gelangt. Weshalb er hier abbrach, ist bis jetzt ein Rätsel, nur so viel halte ich für sicher, daß bald nach 411 seine Verurteilung durch speziellen Volksbeschluß aufgehoben ist. Die Kassierung eines rechtskräftigen, von der Gemeinde gefällten Urteils ist in einem Rechtsstaat — und die attische Demokratie war das ohne jeden Zweifel — eine schwierige und seltene Sache: da wir weder die Zeit noch den Inhalt des Beschlusses genau kennen, bleiben die Motive im Dunkeln Es ist keineswegs nötig, nicht einmal geraten anzunehmen daß spezielles Wohlwollen für Thukydides oder Gerechtigkeitsgefühl ihn veranlaßt haben, man kann sehr wohl den Zweck verfolgt haben, dem einflußreichen Manne, der in Thrakien etwas bedeutete, die Möglichkeit zu nehmen, mit den Feinden Athens unbefangen zu verkehren Wie dem auch sei, Thukydides hat von der rechtlichen Möglichkeit, nach Athen zurückzukehren, während des Kriegs keinen Gebrauch gemacht, sondern hat gewartet bis Athen gefallen war und eine Klausel des Friedens mit Sparta allen in der Verbannung Lebenden die Einsetzung in ihre bürgerlichen Rechte zusicherte. 20 Jahre nach seinem Unglück im Amt sah er die Heimat wieder:

das Reich Athens existierte nicht mehr, die langen Mauern waren geschleift, die Flotte vernichtet, die Stadt eine wehrlose Beute Lysanders und seiner Freunde. Der etwa sechzigjährige Mann hat noch einige Jahre, schwerlich länger als 399, gelebt und an seinem Werk gearbeitet; der Tod ereilte ihn, ehe er es zum Abschluß brachte, und der Torso wurde aus seinem Nachlaß herausgegeben. Unvollständiges und Fertiges, ältere Entwürfe und eine angefangene Umarbeitung sind notdürftig zu einem Ganzen zusammengeflickt, sogar das Rohmaterial der Urkunden, welche die antike Geschichtsschreibung stets in den Stil der übrigen Erzählung umzuschmelzen pflegt, ist direkt und keineswegs immer an richtiger Stelle mitgeteilt.

Die hellenische Geschichtsschreibung und damit die Geschichtsschreibung überhaupt ist eine Tochter des Epos. Dieses hatte sich ausgelebt, aber die großen Taten der Nation in den Perserkriegen verlangten da, nach, ebenso gefeiert zu werden wie der troische Krieg und die Sieben gegen Theben. Die ionische Wissenschaft brachte eine Fülle neuer Anschauungen aus den alten Kulturen des Orients und Aegyptens so gut wie von den wilden Naturvölkern des Nordens und des Südens zusammen und lehrte die Mannigfaltigkeit menschlichen Daseins zu verstehen; umgekehrt verschärfte das kräftige politische Leben Athens den Gegensatz zwischen hellenischer Freiheit und persischem Despotismus. In dem Geist Herodots vereinigten sich diese Antinomien zu einem positiven Schaffen. Die verwirrende Vielseitigkeit des ionischen Wissens ordnete sich ihm zu dem Bild des großen, die Weltgeschichte von jeher erfüllenden Kampfes zwischen Hellenen und Barbaren, und wenn er die Errungenschaften der ionischen

Denker, die prosaische Rede und den Sinn für das Wirkliche, nicht preis gab, so setzte er die Kunst mit der das ausgehende Epos große Stoffmassen zu disponieren gelernt hatte, in meisterhafter Weise fort und verdankte seinem Glauben an die Götter und das Walten sittlicher Mächte die Ruhe der Erzählung, die das Überlieferte schlicht und treu wiedergibt, mehr kann und will er nicht geben.

Herodot starb in Athen in den ersten Jahren des peloponnesischen Krieges, sein Werk ist als Ganzes in eben der Zeit erschienen. Der Sinn der Menschen wechselte damals rasch, wie immer in Zeiten kräftigen Lebens, und die jüngere Generation glaubte über dieses Epos Herodots, eine so großartige Neuschöpfung es war, schon gleich nach dem Erscheinen weit hinaus zu sein. Ihrer kritischen Skepsis widerstrebte der kindliche Glaube an die Überlieferung, und das stark pulsierende Leben des Großstaats, die kühl realistische Politik des Perikles erzog das neue Geschlecht dazu, auf die kleinen Verhältnisse der Vergangenheit vornehm herabzusehen und sich ausschließlich für das große Spiel der Kräfte in der Gegenwart zu interessieren. Thukydides gehörte dieser Generation an und nahm sich schon beim Anfang des peloponnesischen Krieges vor, diesen Kampf, der etwas ganz neues, noch nicht Dagewesenes zu werden versprach, in moderner Weise darzustellen, mit dem deutlichen Bewußtsein, auch selbst etwas Neues und Vorbildliches zu schaffen. Er ist ein Sohn der Aufklärung, der Nikias abergläubische Religiosität mit schneidendem Hohn abfertigt und für den Glauben an Orakel nur ein verächtliches Lächeln hat. Wer die Zukunft voraussehen will, der berechne richtig die Machtmittel: der klar disponierende, energisch handelnde

Mensch beherrscht die Welt und die Ereignisse, sonst nichts. So ist er ein Geschichtsschreiber vom Schlage Macchiavellis; nur das unterscheidet ihn von dem Florentiner, daß Thukydides Vaterstadt ein großer und kräftiger Staat war, jener in seinem engeren und weiteren Vaterlande kein Staatengebilde fand, das den Großmachten jener Zeit gewachsen gewesen ware, so daß dem Italiener der Renaissance die Politik viel mehr zu einer Kunst wird, die Dinge und die Menschen mit überlegenem Verstand zu zwingen, als dem Athener des 5. Jahrhunderts.

Die Verbannung schärfte Thukydides den Blick für die realen Verhaltnisse; besonders sein peloponnesischer Aufenthalt ist ihm für die geschichtliche Erkenntnis sehr wertvoll gewesen: aber nur wer von hellenischem Leben keine Ahnung hat, kann ernsthaft meinen daß er sich in den Verlust der Heimat und der bürgerlichen Stellung gleichmutig gefunden hatte Der Groll uber sein zerstörtes Leben hat ihm die kalte Klarheit des Geistes gegeben, die eine Wonne darin findet, die Dinge hart und scharf, ohne jeden verklärenden Schein, zu sehen. Er hat das Bild seines Gegners Kleon mit einem Haß gezeichnet, der um so vernichtender wirkt, als er nicht auf die Oberfläche tritt, und sein Haß ist nicht bei dem einen Mitbürger stehen geblieben Die harte Behandlung welche die Athener der kleinen Insel Melos angedeihen ließen, war nicht nur ein moralischer, sondern auch ein politischer Fehler, andererseits aber auch ein vereinzeltes, unwichtiges Ereignis. Thukydides hebt es ausdrücklich hervor dadurch daß er ein langes Gespräch einschaltet, in dem die Athener den Meliern in der brutalsten Weise das Recht des Stärkeren predigen Der Leser soll die Faust ballen gegen ein Volk das solche Schändlichkeiten zum poli-

tischen Grundsatz erhebt; es gibt zu denken, wenn wir erfahren daß in den publizistischen Fehden gegen das attische Reich das Schicksal von Melos eine viel größere Rolle spielte als jemals im wirklichen Lauf der Dinge.

Die geistige Kraft eines Mannes ist daran zu erkennen, daß er, wenn das Alter kommt, noch wandlungsfähig bleibt. Thukydides muß, spätestens nach seiner Rückkehr, seine Anschauungen erheblich geändert haben; er begann sein früheres Werk umzustoßen. Ursprünglich sah er, gemäß seiner unmittelbaren Beobachtung der Ereignisse und der Anschauung der peloponnesischen Dinge, die ihm sein Aufenthalt dort sofort nach 421 geliefert hatte, die Ursache des Kriegs in dem Haß der sich gegen Athen bei seinen unmittelbaren Nachbarn angesammelt hatte. Megarer, Aegineten und vor allem die korinthischen Handelsherren, welche der rücksichtslose Unternehmungsgeist der attischen Demokratie aus einer Position nach der andern jagte, hetzten und schürten so lange, bis sie Sparta für ihre Interessen gewonnen hatten. Ohne diese Hetzereien wäre für Athen mit der kriegsscheuen spartanischen Politik, die ungern die erstarrten Ordnungen des Spartiatentums der gefährlichen Probe auswärtiger Feldzüge aussetzte, ein Ausgleich möglich gewesen; tatsächlich ließ auch Sparta im Frieden des Nikias seine alten und neuen Bundesgenossen im Stich und gestand offen seine Unlust und seine Unfähigkeit ein, das attische Reich zu sprengen. Nach der sizilischen Katastrophe verschob sich das Bild. Das Sparta der Lysander und Gylippos war nicht mehr das des Archidamos, an rücksichtsloser Machtpolitik ließ es alles hinter sich, was Athen je gewagt hatte. Lysander strebte offen und ungescheut nach der Tyrannis über ganz Griechenland, die den peloponne-

sischen Bund mit dem vernichteten attischen Reich vereinigen sollte. Unter dem Eindruck der ärgsten Gewaltherrschaft die Griechenland je erlebt, schrumpften Thukydides, der, in der Heimat wieder angelangt, sah wie Athen gesunken war, die von ihm richtig beobachteten Gegensätze von 431 zu einem Nichts zusammen. Er glaubte jetzt, daß der eigentliche Feind Athens von jeher Sparta gewesen wäre, dessen Eifersucht, nicht der Neid der Korinther, war an dem furchtbaren Kriege schuld. Diese Auffassung trieb ihn dazu, den ersten zehnjährigen Krieg mit dem schwankenden Friedenszustand der auf ihn folgte und dem letzten Vernichtungskampf gegen das attische Reich zu einer Einheit zusammenzufassen: er sah die früheren Ereignisse im Licht der späteren. Perikles Politik war von jeher von allen die aus irgend welchen Gründen den Krieg mißbilligten, stark angegriffen, mehr denn je in der Zeit unmittelbar nach dem Fall Athens. Die Oligarchen sahen stets in dem Reich eine böse Frucht der Demokratie, in dem letzten entsetzlichen Jahrzehnt des Kriegs gewöhnte sich auch die Intelligenz daran, das Unglück Athens als Strafe für seine Herrschaft zu betrachten und gegen die Ungerechtigkeit dieser Herrschaft zu deklamieren. Thukydides tritt diesen Anschauungen in den nach 404 geschriebenen, neuen Partien seines Werks mit leidenschaftlicher Schärfe entgegen „Perikles hat Recht gehabt, wenn er vor der spartanischen Eifersucht keinen Schritt zurückwich; auf die Streitigkeiten, die schließlich zum Krieg führten, kommt es im Grunde nicht an", so lehrte Thukydides jetzt und vollendete die sehr genaue, aber unfertige Darstellung nicht, die er früher von diesen Streitigkeiten gegeben hatte. Er setzte auseinander wie Perikles die eigene und die Macht des Gegners

richtig geschätzt hatte, als er den Krieg wagte, wie nicht seine Politik, sondern die Fehler der Athener den unglücklichen Ausgang verschuldeten. Nicht der Geschichtsschreiber, sondern der Dichter spricht, wenn er Perikles in seiner letzten Rede die stolzen Worte in den Mund legt: „Vergeßt nicht daß Athen den größten Ruhm dem Mut verdankt, den das Unglück nicht beugt, daß es stets die größten Opfer im Krieg gebracht hat, daß es eine Großmacht ist, wie die Welt noch keine gesehn, an welche, wenn wir sie aufgeben müssen, da ja alles Große einmal stürzen muß, unseren Nachfahren die ruhmvolle Erinnerung bleiben wird für alle Zeiten." Er wollte an dem Reich nicht irre werden, weil es zusammengebrochen war, und blickte mit grimmiger Verachtung auf das neue, mutlose, moralisierende Geschlecht hinab, das für die Zeit der Größe Athens, die er selbst mit erlebt, so gar kein Verständnis mehr hatte. Die Wirtschaft der spartanischen Harmosten und der Parteigenossen Lysanders ließ ihm die attische Herrschaft in einem anderen Licht erscheinen als zu den Zeiten des Kleon und Brasidas. In zwei großen Reden, der der Athener auf der peloponnesischen Tagsatzung und der des Perikles auf die Gefallenen, verteidigte der greise Geschichtsschreiber die attische Herrschaft und zog eine Parallele zwischen attischem und spartanischem Wesen, die auf eine glänzende Verherrlichung Athens hinausläuft. Das Bild welches er hier von attischer Art und attischer Größe entwirft, ist oft bewundert und von hinreißender Schonheit: aber hinter diesem Bilde steigt der Schatten des alten Mannes auf, der nach 20 Jahren des Exils, des Grams und des Hasses, vom siegreichen Feind in die gedemütigte Vaterstadt zurückgeführt, auf dem Boden der Heimat sich besinnt

und die ganze Kraft seines stolzen Geistes zusammenrafft, um seinem gefallenen Volk die Leichenrede zu halten.

Thukydides ist für die Nachwelt der Verfasser seines Werks, ihm ist sein Leben darin aufgegangen und in ihm lebt er fort. Wer, auch noch so kurz, von dieses einen Werkes Werden erzählt, der entwirft einen Umriß des Mannes selbst. Bei Euripides ist es viel schwerer, ja unmöglich, auf kleinem Raum ein auch nur einigermaßen abgeschlossenes Bild zu geben, weil er in seinen Dichtungen Welt und Leben in der verschiedenartigsten Weise zurückgespiegelt hat, dazu kommt die kolossale Produktion dieser attischen Tragiker: 92 Dramen soll Euripides verfaßt haben, von denen das Altertum noch 74 las, und 18 erhalten sind. Da verzagt man, wenn es gilt die konstitutiven Faktoren der Persönlichkeit zu bestimmen.

Als Euripides 455 zuerst vom Archonten einen Chor erhielt, war die Tragoedie durch Aeschylos zu voller Höhe entwickelt, Sophokles schon 13 Jahre tätig. Jener trat um diese Zeit vom Schauplatz ab, Sophokles und Euripides haben nach ihm ein halbes Jahrhundert die attische Bühne beherrscht, freilich mit sehr ungleichem Erfolg. Sophokles blieb bis in sein höchstes Alter der Liebling des Publikums, Euripides hat nur fünf mal gesiegt.

Ein Zufall war das nicht. Man braucht die beiden Männer nur anzusehen, um den Gegensatz der Naturen zu erkennen, den einen stolz und stattlich dastehend, im Vollgefühl seiner Kraft, grad ausschauend, das Haupt leicht zurückgeworfen, und daneben den zur Seite geneigten Kopf des Grüblers, mit den unordentlich über den Schädel herabfließenden Haaren, den festge-

schlossenen Lippen, die Augen tief eingebettet in die schmalen Wangen, welche jene tiefen, schrägen Falten durchfurchen, wie sie die ungestillte Sehnsucht nach dem Wohlgefühl des Daseins in das alternde Menschenantlitz gräbt.

Beide Dichter fanden ein fertiges, großes Erbe vor, die Tragoedie die Aeschylos aus einem leichten Spiel zu einer großen, ernsten Dichtung gemacht hatte. Sie haben beide dies Erbe gut gewahrt und gemehrt, aber der echte Nachfolger des Aeschylos ist Euripides gewesen. Sophokles Kunst ruht auf einem einfachen Sinn, der die Rätsel der Welt und des Menschenlebens reduziert auf den einen Gegensatz zwischen menschlicher Ohnmacht und göttlicher Allmacht. Die Menschen die Sophokles darstellt, sind mit nichten weich und ihre Schicksale und Konflikte nicht monoton, auf seinen Brettern steht und fällt ein trotziges, stark wollendes Geschlecht, und die bunten Wechsel menschlicher Leiden und Leidenschaften weiß der attische Tragiker so scharf und objektiv wiederzuspiegeln, wie nur die ionischen Epiker und Erzähler. Schließlich indes ist das alles nur Kontrast zu der furchtbaren Kraft der seligen Götter, die Heil und Unheil senden wie und wann sie wollen, ohne daß die Sterblichen auch nur das geringste Recht hatten, nach den Gründen zu fragen. Das ist eine Religiosität die manchem nicht behagen mag, die auch in Athen das 5. Jahrhundert nicht überdauert hat, aber sie ist erhaben und echt, und sie hat dem dichterischen Genius des Sophokles die klare Ruhe gegeben, um dramatische Konflikte zu entwickeln, in denen sich künstlerische Konsequenz und ein geschlossenes religiöses Empfinden zu einer Wirkung vereinen, die erhebt, wenn sie zerschmettert. Die dramatische Virtuosität des Sophokles

war zu groß, als daß sie sich nur an den Stoffen versucht hätte, die ihm wie Oedipus und Aias völlig congenial waren, aber auch da wo ihn die Rivalität mit Euripides auf fremde Bahnen lockt, bleiben ihm die wenigen kräftigen und einfachen Linien, mit sicherem Griff holt er nur so viel Probleme und Konflikte aus dem Stoff heraus, daß er dramatisch wird, und hütet sich, etwas in ihn hineinzutragen, was das überlieferte poetische Gut vergewaltigt oder aufhebt.

Aeschylos Weise war das nicht gewesen. Gewiß war Aeschylos in erster Linie zum dramatischen Dichter geboren und nicht zum spekulativen Philosophen oder Theologen; gewiß war ihm die Sage kein poetisches Spiel und kein bloßes Substrat von Ideen, sondern eine Welt von Wirklichkeiten: sonst hätte er die Tragoedie nicht schaffen können. Aber darum bleibt es doch wahr daß er mit den tiefsten religiösen und sittlichen Problemen schwer gerungen und diese Kämpfe in sein dichterisches Schaffen hineingetragen hat, seine großten Schöpfungen, die Orestie und die beiden Prometheus legen Zeugnis dafür ab, daß den tiefgehenden Wirbeln und Strudeln seines Sinnens und Empfindens das Bett der Überlieferung zu eng geworden ist. Wenn es zwar zu herben Harmonien, aber nicht zu schrillen Dissonanzen bei ihm kommt, so liegt es an der übermenschlichen Größe der Fragen und Gegensätze, die geahnt und nicht voll ausgetragen werden; der prophetische Tiefsinn der Sprache, die breit ausladenden Lieder des Chors beschatten wie eine Wolke die revolutionäre Kraft dieses starken und neuen Geistes.

Daran schloß Euripides an, nicht nachahmend, sondern fortsetzend. Eine Tat wie die des Aeschylos, daß er die Heldensage in die Tragoedie leitete, war nur

einmal zu vollbringen, aber nur mit dieser Tat kann die Vermehrung des dramatischen Stoffes durch Euripides verglichen werden An dem was wir griechische Sage nennen, hat von den Dramatikern Aeschylos nur einen beschränkten, Sophokles fast gar keinen, Euripides nach dem Epos den größten Anteil, und zwar sind es meist neue Stoffe, die er oft aus den entlegensten Winkeln, keineswegs nur aus dem Epos heranholte. Phaedra, Medea, die taurische Iphigenie, um nur solche Gestalten zu nennen, die in die Weltliteratur übergegangen sind, verdanken ihr Leben dem glücklichen Spürsinn des Euripides.

Er brauchte neue Stoffe, weil ihn neue Probleme bewegten. In Euripides bohrt der Trieb nach Erkenntnis des realen Lebens, der rücksichtslos die Gegensätze zergliedert, keinen sittlichen Begriff ungeprüft läßt, jener kritische Drang welcher das Athen der Sophistik so aufgeregt, so bereichert und so zersetzt hat. Es ist seine Wahrheitsliebe, die ihn zwingt, auf das peinlichste zu motivieren; es ist sein Streben, die Fülle des gegenwärtigen Menschengetriebes denkend und schaffend zu fassen, das ihn zu Fragen, Gegensätzen, Konflikten treibt, an denen die Poesie großen Stils bis dahin scheu vorüberging Wer alle von Euripides aufgegriffenen und angegriffenen Probleme behandeln, ja auch nur aufzählen wollte, müßte eine Kulturgeschichte des damaligen Athen entwerfen, ich will nur ein einziges streifen. Weder Aeschylos noch Sophokles sind arm an Frauengestalten. Dem großen Publikum pflegen Tekmessa und Ismene, um von der Kassandra der Orestie zu schweigen, besser zu gefallen als Euripides Darstellungen edler Weiblichkeit: Alkestis, Euadne, Iokaste, seine mit schwärmerischem Heroismus sich aufopfernden

Jungfrauen sind zu bewußt um unmittelbar zu wirken. Das darf aber nicht darüber täuschen, daß erst Euripides die Frau als psychologisches Problem entdeckt hat: seine Weiber sollen nicht gefallen, sondern offenbaren weß die weibliche Natur fähig ist, im Guten wie im Bösen. Wo er die dramatische Unmittelbarkeit weiblichen Empfindens noch steigert, dadurch daß er Barbarinnen vorführt, denen hellenische Sitte und Konvention keinen Zaum anlegt, wie z. B. Medea und Hekabe, da hat er Abgründe der Leidenschaft aufgetan von grausigster Tiefe. Er war ein viel zu reicher und unruhiger Geist, um sich an einem so gewaltigen Gelingen genügen zu lassen; ihn reizte nicht nur das ungezügelte Toben der Leidenschaft, sondern auch das komplizierte Auf und Nieder einer kranken Seele, die wie Phaedra das Gute nicht will und das Böse nicht wagt, er hat den künstlerischen Mut, auch den dunklen Irrwegen weiblicher Sinnlichkeit nachzugehn, der Neigung der Kriegsgefangenen für den Mörder ihrer Lieben, ja bis zum Inzest wagt er sich vor.

Euripides wollte ein moderner Mensch und ein moderner Dichter sein und stand als kritischer Denker und schaffender Künstler einem überlieferten Stoff gegenüber, von einer Wucht und einem Druck wie sie eine Sage ausübt, die sich so frei und so plastisch hat ausbilden können wie die hellenische. Wo er der erste war, der den Stoff zu voller poetischer Behandlung entwickelte, da konnte er seine Intentionen rein realisieren, und aus eben diesem Grunde hat er den Kreis der tragischen Sagen so ungemein erweitert. War aber die Sage schon zu festen Umrissen mit eigenem, inneren Leben gelangt, dann war es für ihn der grelles dramatisches Licht in alle Winkel und Gänge hineinwarf, viel

schwerer für seine Gedanken und Absichten in dem Überlieferten Raum zu finden als einst für Aeschylos. Und doch hat er es versucht, wie dieser, und in bewußtem Wetteifer mit ihm. So lange ihn Verbitterung und Vereinsamung nicht lähmten, sind ihm auch hier glückliche Würfe gelungen. In der Alkestis hat ihn eine geniale Schaffenslaune über einen Stoff dessen technische Schwierigkeiten ihn gereizt zu haben scheinen, so Herr werden lassen, daß er eine neue dramatische Gattung entdeckte, einen rohen, parodistischen Schwank zu einem humorvollen — nicht humoristischen, wie man das Wort jetzt gebraucht — Rührstück veredelte. Ihm glückte das gewagte Experiment, den frommen Ehemann, der seine Frau für sich sterben läßt, so zu heben, die Tugendseligkeit der Frau so zu dämpfen, daß eine reine und freie Wirkung des im Grunde dramatisch unmöglichen Stoffes herauskommt und Scherz und Ernst des Menschenlebens sich zu ergreifender Anmut vereinigen. Aber sein künstlerisches Glück hat ihn gegen das Ende seiner Laufbahn verlassen, am schlimmsten dann wenn er mit Aeschylos direkt rivalisiert. Orest, zum politischen Flüchtling umgedeutet, der im Stil der Parteikämpfe des 5. Jahrhunderts sich sein Recht mit der Faust holt, Elektra, die durch eine unnatürliche Ehe verbittert, die schwache sündige Mutter mit dem scheußlichen Haß des um sein intimstes Glück betrogenen Weibes verfolgt, oder der Orest dem die Pflege der Schwester, die Treue des Freundes die Gewissensqualen nicht lindern und der sich von der Furcht des Verbrechers vor schimpflichem Tode zu wahnwitzigen Räuberstreichen treiben läßt — das sind Dramen von sensationeller Aktualität; aber alle Bewunderung der dramatischen Kunst, der raffinierten Psychologie bringt

darüber nicht hinweg, daß hier etwas Großes und Erhabenes zerstört wird, und die fieberhafte Unruhe dieser späten Stücke verrät daß die Sage sich an der Seele des Dichters gerächt hat.

Auch Aeschylos hat mit der Sage gerungen; mit dem Zeus der Theogonien und dem apollinischen Gebot der Blutrache ist er im Grunde seines Herzens nicht fertig geworden. Stets aber müht er sich um eine Lösung die der Sage gerecht werden möchte; Euripides geht zum Angriff gegen die Sage selbst über, weil er sie für unsittlich und schädlich hält. Es war sein Verhängnis, daß er zu ernst war, um wie die sophistische Aufklärung, seinen Witz an der Überlieferung zu üben, und zu sehr Dichter, um dem Reiz, die Sage umzuschaffen, zu widerstehen. So kann er auch zu den Göttern in kein klares Verhältnis kommen. Die Kühnheit, den Olymp zu einer zweiten Menschenwelt auszugestalten, war der glücklich objektiven Gestaltungslust der ionischen Epiker vorbehalten, für sie war längst die Zeit vorüber. Aeschylos gigantisches Ahnen, Sophokles frommes Schaudern waren dem Sohn des sophistischen Zeitalters versagt, der nach dialektischer Klarheit suchte; Euripides ist ein Vorläufer Platos, wenn ihm die poetische Überlieferung von den Göttern gottlos erscheint, nur erlaubte ihm seine Kunst nicht die Konsequenzen zu ziehen, die Plato gezogen hat, als er die Poesie von ihrem Thron stieß. Dem euripideischen Denken sind, wie der Naturphilosophie seiner Zeit, die Götter kosmische Gewalten, unpersönliche Elemente, wenn er die Ideen der Aufklärung nicht direkt ausspricht, sondern sie in der Regel in die Formen der orphisch-theogonischen Spekulation kleidet, so geht das mehr den Stil als die Sache an. Wo er die Götter als Persönlichkeiten dar-

stellt, da lehnt er sich gegen sie auf, da werden sie ihm zu zerstörenden Gewalten, wie Aphrodite im Hippolyt, Hera im Herakles; nur selten, nur in Episoden entrollen seinem Schaffen so lichte Gestalten wie Apoll in der Alkestis, Artemis am Schluß des Hippolyt.

Von den Göttern der Überlieferung vermag Euripides nichts zu hoffen, er sucht das Große, das Erhebende und Reine im Menschen selbst, und grade die Dramen seiner letzten, zerrissenen Zeit sind voll von Beispielen edelster Aufopferung, höchster Tugend, gleichsam als wenn sich der Dichter vor der Schlechtigkeit der von den Göttern regierten Welt flüchtete zu dem unzerstörbaren Adel der menschlichen Natur. Das ist eine Frucht der Aufklärung, und doch ist Euripides Anschauung vom Menschen und der menschlichen Natur dem Rationalismus weit überlegen, der sich mit der Formel daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, den Hebel zurecht gemacht hatte, mit dem sich jede Überlieferung umstürzen ließ. Euripides hat den Menschen erkannt nicht als Philosoph, sondern als Dichter, wer das furchtbare Wort geprägt hat: „was gut ist, wir erkennens wohl, wir wissen es, doch lassen wir's zur Tat nicht werden", dem fällt die menschliche Vernunft nicht den letzten, entscheidenden Spruch, wie dem Rationalismus. Der Dichter kennt die dunklen Gewalten die von innen heraus das Selbst des Menschen umfangen, er kennt das qualvolle Ringen und den jähen Entschluß, dem die Tat die Rettung ist, wenn der innere Sturm das eigene Sein zu zerstören droht. Was eine kurzsichtige Kritik den Menschen des Euripides vorgeworfen hat und vorwirft, daß sie sich nicht gleich bleiben, daß sie umschlagen, das ist seine Größe: in den knappen Raum des Dramas drängt er ein inneres Geschehen zusammen,

das sich, Regung für Regung, vor unseren Augen entwickelt, und seine tragischen Peripetien liegen trotz der kraftvollen Energie mit der er die Handlung führt, im Inneren seiner Menschen. Sie sind sich freilich das Maß der Dinge, aber nicht mit ihrer dialektischen Vernunft, sondern weil ihnen ihr Wollen und Handeln, ihr Hoffen und ihr Leiden zu einem sich folgerichtig entwickelnden seelischen Prozeß wird, sie können gegen die Übermacht der seligen Götter protestieren, denn sie wissen welche Welt sie im Busen tragen. Wer das intimste Wesen euripideischer Menschenkenntnis belauschen will, der beobachte Admet, wie er von der Bestattung seiner Frau heimkehrt und ihm nun erst, vor dem verödeten Hause, zum Bewußtsein kommt welchen Preis er für sein eigenes Leben sich hat zahlen lassen, oder Herakles, der nach der Tat des Wahnsinnes irre wird an seinem Heldentum. Der Dichter der diese innere Tragik des leidenden Individuums geschaffen, verdient unter die Großen des Geistes gezählt zu werden, welche der Menschheit die individuelle Persönlichkeit erschlossen haben.

Euripides war kein Politiker und hat nicht wie Sophokles am politischen Leben teilgenommen, dagegen war er Patriot. Der Haß gegen das tückische Sparta, die Sehnsucht nach Frieden, die Sorge um die kämpfenden Landsleute in Sizilien klingen in seiner Dichtung nach. Wie Aeschylos in den Eumeniden, so hat er in den Schutzflehenden dem Glauben an die Große seines Volkes ein künstlerisches Opfer gebracht, und mehr als einmal hat ihm die Zeitgeschichte zu wirklich großen Conceptionen verholfen. Eins seiner wirksamsten Stücke, der Kresphontes, ruht auf dem messenischen Aufstand den Athen während des archidamischen Kriegs anzettelte,

und bezeugt geradezu, daß die attische Politik des 5. Jahrhunderts den Gedanken des Epaminondas, Sparta durch ein selbständiges Messenien zu lähmen, vorweggenommen hat. Natürlich hat Euripides sich für diese Politik nicht als militärischer oder diplomatischer Kannegießer erwärmt, sondern ihn treibt die Sympathie des Poeten für den unterdrückten Volksstamm, dem seine Vaterstadt die Heimat wiederschaffen will. Umgekehrt steht er der sizilischen Expedition gegenüber. Als sie beschlossen war, führte er eine Folge von drei Tragoedien auf, die den Zug der Achaeer gegen Ilion in neuer Orientierung behandelten, so daß die Sympathie des Publikums auf Seite der Troer sein muß. Das Elend der zerstörten Stadt, das die Troerinnen breit darlegen, nachdem im Eingang den siegreichen Achaeern die Vergeltung prophezeit ist, spiegelt wieder was der Dichter von dem unseligen Unternehmen dachte, das, wenn es gut ausging, eine blühende Hellenenstadt vernichten mußte.

Man kann sich danach vorstellen wie das Elend des letzten Krieges auf ihm gelastet hat. Dazu kam der Mangel an Erfolg, der immer giftigere Hohn mit dem ihn die Wortführerin der öffentlichen Meinung, die Komoedie, überschüttete. Zäh hatte er festgehalten an der Hoffnung, mit seiner großen und ernsten Kunst durchzudringen, als er fühlte wie ihm die Jugend schwand, gelobte er bis zum Ende die Musen den Chariten zu gesellen, mit seiner Dichtung zu ringen um den Beifall der Herzen. Das Gelöbnis hat seine Erfüllung zu Lebzeiten des Dichters nicht gefunden. Die Opposition gegen die neuen Wege die er wandelte, ließ nicht nach, wurde eher schärfer in den Jahren in denen der Ruf „Rückkehr zum Alten" im politischen Leben Athens lauter und lauter ertönte, und Euripides blieb der Mut und die

Kraft immer von neuem gegen die aesthetischen Reaktionäre zu kämpfen mehr und mehr aus; das gehässige Anstürmen gegen den Schatten des Aeschylos zeigt wie ihn der unausgesetzte Widerstand des Publikums verbitterte. Schließlich konnte er nicht mehr, er ging nach Makedonien, an den Hof des rücksichtslosen, aber gescheuten Usurpators Archelaos, der seine rohen Untertanen auf alle Weise mit hellenischer Kultur zu zähmen versuchte. Der grübelnde, nervöse, müde gehetzte Dichter mag zwischen den unbändigen makedonischen Junkern eine seltsame Figur gebildet haben, jedenfalls hat er den Frieden in der Fremde nicht gefunden.

In dem wilden, großartigen Bergland ging ihm das Unheimliche des Dionysoskultes auf, er hörte das wilde Heer toben, sah den furchtbaren Gott, der quellenden Segen der Natur und wildestes Rasen des Menschen gab und lenkte nach seinem Willen. Noch einmal raffte er sich auf zum Kampf gegen die Götter des Glaubens und der Überlieferung, in seiner letzten Schöpfung, den Bakchen.

Mit peinlichster Objektivität ist die Ekstase der dionysostollen Weiber geschildert, alle Kunst ist aufgeboten, die Allmacht des Gottes glaubhaft zu machen, des Gottes, der auf den gutgläubigen Widersacher seine Maenaden hetzt, daß sie ihn zerreißen wie ein Stück Wild, daß die eigene Mutter das Haupt des Sohnes in bacchantischem Taumel triumphierend einherträgt. Das ist entsetzlich; viel, viel grausiger sind die kühlen Sophistereien mit denen die klugen, aller philosophischen und politischen Weisheit vollen Greise den ehrlich widerstrebenden Pentheus zur Unterwerfung unter den Gott zu beschwatzen suchen, und der schrille Hohn der durch die Verse des Chors gellt „von der göttlichen Allmacht,

die dem Ungläubigen lauernd nachschleicht wie ein tückischer Jäger; denn nicht besser soll sein unser Denken und Tun als was das Herkommen gebeut. Er kostet ja so wenig, der Glaube daß nur Bestand hat das Göttliche, was immer es sei, und dass der Zeiten Brauch ewiges Recht der Natur ist.“ Als das Lied zum ersten Mal auf der attischen Bühne erscholl, hatte der Dichter seine Ruhe gefunden, die Chariten drückten ihren Kranz auf die Stirn des Toten

III

SOKRATES UND PLATO

Die Sonne Homers und der Glanz des perikleischen Zeitalters: diese Schlagworte bestimmen für das dämmrige Bewußtsein der allgemeinen Bildung das was sich der moderne Mensch bei dem Hellenentum zu denken hat. Trotz aller Mühe der Gelehrten ist es für weite Kreise immer noch ein Axiom daß die hellenische Kultur eine wesentlich aesthetische gewesen sei, man gibt vielleicht noch zu daß es nicht ganz unbedeutende griechische Philosophen gegeben hat: daß die Hellenen die Frage nach dem Ewigen in der Welt und im Willen des Menschen genau so ernst genommen haben wie alle Völker deren Arbeit die Menschheit ihr Erbe verdankt, dieser Gedanke kommt dem Bildungsphilister noch weniger als dem frommen Christen. Und doch ist das religiöse Empfinden nicht nur der späteren Antike, sondern auch vieler großen Geister der Neuzeit durch Plato, bewußt oder unbewußt, bestimmt worden, ist das alle verpflichtende sittliche Gewissen des Individuums in Sokrates so vorbildlich in die Erscheinung getreten, daß die Geschichte der Ethik und der Erziehung in dem Auftreten dieses Mannes immer von neuem den Punkt finden muß, in dem die Wege des menschlichen Geistes andere geworden sind. Es liegt mir fern, an dieser Stelle ein Gesamtbild von Sokrates Wirksamkeit oder gar von der platonischen Philosophie zu entwerfen, ich

werde mich im Gegenteil darauf beschränken, einige Züge hervorzuheben, die gewöhnlich im Dunkel gelassen werden.

Sokrates war ungefähr 10 Jahre nach der Schlacht bei Salamis geboren als Bürger Athens, und er hat es bis zuletzt mit seinen Bürgerpflichten ernst genommen. Er hatte schon das Alter erreicht, in dem bei uns der Kriegsdienst aufhört, als er im peloponnesischen Krieg als Hoplit mit ausrückte und die Belagerung von Potidaea sowie die unglücklichen Schlachten bei Delion und Amphipolis mitmachte. Bei Delion bewährte er sich als pflichttreuer Soldat in der Situation in der dies am schwersten ist, nach einer Niederlage, bei allgemeiner Flucht, vor Potidaea wurde er von den Kameraden als ein Wundertier angestaunt und angefeindet, weil er in dem harten thrakischen Winter mit seinem einen Mantel vorlieb nahm und barfuß auf dem vereisten Boden ging. Die Komoedie wurde auf ihn aufmerksam, und schon 423 ließ Aristophanes in den Wolken seine Angriffe gegen ihn los. Sie zeigen daß er so gut wie nichts von ihm wußte, denn die Figur die er vorführt, ist nicht Sokrates, sondern ein Tragelaph aus dem Sophisten Protagoras und dem seichten Naturphilosophen Diogenes von Apollonia. Indes hätte Aristophanes diesem Phantasiebild nicht den Namen des Sokrates geliehen, wenn er nicht erwartet hätte daß der Name Sensation machen würde, und daß andererseits seine falsche Darstellung ein starkes Vorurteil gegen den ohnehin durch sein wunderliches Wesen die Philister ärgernden Mann zur Folge hatte, müssen wir Plato glauben.

Sokrates behauptete daß ihn sein „Damonisches," jene merkwürdige innere Stimme auf die er sich zu

Digitized by Google

herufen pflegte, gewarnt hätte, sich am politischen Leben zu beteiligen, und diesem Dämonischen folgte er unbedingt, doch konnte er es nicht andern daß ihn das Loos 406 in den Rat berief. Es traf sich daß er der Volksversammlung praesidierte, die über die unglücklichen Feldherrn zu Gericht saß, welche den Seesieg bei den Arginusen erfochten hatten und nachher infolge einer für uns nicht klaren Intrigue angeklagt wurden, weil sie für die Bestattung der bei einem auf die Schlacht folgenden Sturm ins Meer gefallenen Mannschaft nicht genügend gesorgt hatten. Sokrates widersetzte sich einem ungesetzlichen Antrag daß über alle Angeklagten zugleich abgestimmt werden sollte, obgleich das souveräne Volk tobte und drohte: er ließ sich schließlich auf einen Vermittlungsantrag ein, der freilich anders auslief als er dachte, die Ungesetzlichkeit, die er ehrlich und mannhaft verhindern wollte, ging am Ende doch durch.

Unter der Herrschaft der 30 schloß er sich nicht den demokratischen Emigranten an, sondern blieb in Athen; Zumutungen der Dreißig, sich an ihren Gewalttaten zu beteiligen, wies er ab. Bald nach der vollständigen Restauration der Demokratie, im Frühjahr 399, traf ihn die berüchtigte Anklage daß er die Jugend verderbe und neue Götter einführe. Solche Prozesse wegen Gottlosigkeit waren in Athen nie ehrlich gemeint, und er wäre auch mit einer Geldstrafe davongekommen, wenn er nicht, nach attischem Rechtsbrauch aufgefordert anzugeben auf welche Strafe er sich einschätze, geantwortet hätte daß ihm die Speisung am Herde des Staates, im Prytaneion, zukame, eine der höchsten Ehren die die Gemeinde vergab. Das erboste das Volksgericht, und es verurteilte ihn zum Tode. Seine Freunde wollten ihm zur Flucht verhelfen, und die attische Regierung

würde das ruhig haben geschehen lassen: aber Sokrates hielt es für seiner unwürdig, dem Gesetz nicht zu gehorchen und ließ das Urteil an sich vollziehen.

Sokrates hat über seine Lehre nichts geschrieben, aus dem einfachen Grunde weil sein ganzes Denken ein konkretes war und ihm das deduktive Element fehlte, ohne das eine literarische Fixierung unmöglich ist. Mit allen großen Erneuerern des ethischen Bewußtseins teilt er die Eigentümlichkeit daß er nur bei bestimmtem Anlaß, im einzelnen Fall wirken konnte, er hat nie die Menschheit, stets nur den Menschen den er vor sich hatte, besser machen, zum Nachdenken anregen wollen. Es konnte nicht ausbleiben daß er andere, und besonders junge Männer, kürzere oder längere Zeit an sich fesselte; aber es fiel ihm nicht ein, eine Schule zu stiften, und es waren nicht nur unter sich sehr verschiedenartige Naturen, die dem eigentümlichen Zauber des Mannes sich hingaben, auch die Intensität des Einflusses den er auf seine Umgebung ausübte, muß sehr ungleich gewesen sein, vom leichten Interesse geschwankt haben bis zur Treue fürs Leben, von oberflächlicher Anregung bis zur Erneuerung des ganzen Seins. An Sokrates Namen und Sokrates Person hat sich eine reiche Literatur angesetzt. Diese Literatur will insgesamt mit größerem oder geringerem Geist und Erfolg seine Persönlichkeit künstlerisch reproduzieren, nicht den Rohstoff der positiven Erinnerung an das was er wirklich gesagt hatte, zusammenstellen und überliefern, und gerade der Bericht der, scheinbar und nur in der Meinung der Neueren, den meisten Anspruch auf historische Treue erhebt, der des Xenophon, ist nachweislich erst 30 Jahre nach Sokrates Tod mit starker Rücksicht auf den publizistischen Streit über das wahre Wesen des Meisters

zusammengestellt, zusammengestellt ferner von einem Manne der Sokrates wenig gekannt und nie verstanden hat. Freilich bieten die starken Differenzen zwischen den Darstellungen welche Sokrates Nachfolger von ihm gegeben haben, andererseits eine gewisse Bürgschaft dafür daß die Züge die übereinstimmen, echt sind, einer vorsichtigen Hand geben gerade diese Widersprüche den Stoff aus dem sich ein Bild der Persönlichkeit umreißen läßt, das die Widersprüche aus persönlicher Eigenart des geschilderten Mannes erklärt. und ein Zeugnis unzweifelhaftester Echtheit liegt vor, die Verteidigungsrede die Plato Sokrates in den Mund gelegt hat. Plato war erstens ein Dichter der Gestaltungskraft genug besaß, um eine solche Persönlichkeit mit wenigen Strichen klar zu zeichnen, und zweitens ein Mensch von der Treue des Herzens, die es als eine heilige Pflicht empfindet, die Darstellung der größten Tat des Mannes dem er die geistige Existenz verdankte, nicht zum Preisliед eines Heiligen zu verzerren, sondern schlicht und gerade Zeugnis abzulegen für das was er gewesen war.

Man wird sich wohl noch einige Zeit darüber streiten, welches Gemach im Himmel der philosophischen Unsterblichkeit dem vermeintlichen Stifter von etwa einem halben Dutzend Schulen anzuweisen ist, ob das nüchterne der Utilitarier, das von jeher überfüllte der Popularphilosophen, das luftige der Entdecker des reinen Begriffs. für seine Zeitgenossen war er Sokrates der Athener und für die Athener selbst der Sohn des Handwerkers Sophroniskos aus der Gemeinde Alopeke, der Vorstadt Athens, wo die vielen Manufakturen lagen, aus der Fabrikvorstadt also, wie wir sagen würden. Das hat ihn nicht gehindert, mit den vornehmsten Kreisen auf gleichem Fuße zu verkehren, er war kein Proletarier,

und die attische Demokratie ließ eine gesellschaftliche Tyrannei, wie sie die politische und finanzielle Aristokratie in Rom ausübte, nicht aufkommen. Ein Zufall ist es indessen nicht, daß Sokrates in seinen induktiven Katechesen regelmäßig mit dem Handwerk anfängt, und von dem nüchternen Witz des Kleinbürgers, der sich nicht gern imponieren läßt, hat der Sohn des Steinmetzen und der Hebamme ein gut Teil mitbekommen. Es war attische Art, daß er sich keine Vergewaltigung durch noch so gepriesene Autoritäten gefallen ließ, sondern verlangte, überzeugt zu werden, wenn er glauben sollte. Jeder Athener war stolz darauf daß sein Staat ein Rechtsstaat war, in dem die Gemeinde der Bürger überredet werden mußte, wenn sie einen Beschluß fassen, einen Spruch fällen sollte, in dem ferner der Beamte der Rechenschaft fordernden Gemeinde Rede und Antwort zu stehen hatte. So gering Sokrates von der Demokratie dachte, in welcher nicht der Wissende regierte, darin war er doch attischer Demokrat, daß er unbarmherzig Rechenschaft verlangte, sobald ihm ein Anspruch auf Überlegenheit entgegentrat. Dabei verlieh ihn die feine Grazie des Umgangs nicht, die ebenfalls eine Frucht der attischen Gleichheit zwischen den Bürgern ist. Der Athener spricht nicht von Demokratie, sondern von Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz; Gleichheit und Gerechtigkeit sind ihm identische Begriffe. Diese Ideen haben die Formen und die Sprache der Gesellschaft beherrscht, die sich in der Hauptstadt eines großen Reichs, dem Mittelpunkt des griechischen geistigen Lebens im 5. Jahrhundert bilden mußte und gebildet hat: es gibt keine Konversationssprache, die die eigene Behauptung so höflich ausdrückt und den Schein des Apodiktischen, der Arroganz so sorgfältig vermeidet

wie der attische Dialekt. Zugleich saß dem viel und gern sprechenden Volkchen stets der Schalk im Nacken, und nichts war gefährlicher als den „Feierlichen", wie man attisch sagte, zu spielen und den Wissenden herauszukehren: gerade dies fand man an der ionischen Wissenschaft unausstehlich. Der Kluge muß sich verstellen, und wer überlegen bleiben will, der tue als wisse er nichts, verstehe nichts und sei überhaupt nichts besonderes: das ist jene Kunst des persönlichen Auftretens, jener den Gegner von vornherein entwaffnende Witz den der Athener mit dem unübersetzbaren Wort „Ironie" bezeichnet. Wie Sokrates das verstanden hat, das wissen wir durch Plato: man soll aber nicht vergessen daß diese sokratische Ironie nur die individuelle Varietät eines echt attischen, auf dem Boden der Demokratie gezüchteten Gewächses war.

Allerdings nehmen diese eben gekennzeichneten attischen Eigenschaften eine besondere Färbung an, wenn sie auf dem Hintergrund der Persönlichkeit eines Sokrates aufliegen, in welcher die übelste Folge der Demokratie, die Unfähigkeit des Individuums, sich von der Masse zu emanzipieren, eine kräftige Reaktion hervorgerufen hat. Je raffinierter die politische Beredsamkeit, die immer eine Sumpfblüte ist, die Kunst ausbildete, die Masse zu überreden, um so mehr bestand Sokrates, der geborene Dialektiker, darauf daß man ihn von Mann zu Mann im Gespräch widerlegte, und um so rücksichtsloser jagte er jeden in die Enge, der ihm den Popanz des allgemein gültigen Meinens vorhielt. Und hinter der anmutigen, neckischen Oberfläche seiner ironischen Selbstzeugnisse lauerte das unerbittliche Streben, die Wahrheit herauszubekommen, die er selbst nicht wußte. Er war durchaus nicht zufrieden damit,

der Überlegene geblieben zu sein, sondern wollte in der Seele dessen dem er mit seinen Fragen keine Ruhe ließ, den Stachel des Zweifels zurücklassen, ob es anging, über die wichtigsten Dinge im Widerspruch mit sich selbst selbstzufrieden zu verharren.

Man hat Sokrates den größten Sophisten genannt; richtiger wäre es, ihn den größten Rationalisten unter allen damaligen Vertretern der rationalistischen Aufklärung zu nennen. Die Frage nach der Lehrbarkeit der Tugend fand er vor: die Adelsethik verneinte sie, die Aufklärung mußte sie bejahen, weil es ein Postulat der Demokratie ist, daß jeder es lernen kann der Erste zu sein, und weil jeder Rationalismus die Wirkung der intellektuellen Erkenntnis überschätzt. Die Sophistik war bildungs- und kulturstolz, es ist bezeichnend, daß sie das Wort „ungebildet" ausprägt um das Unsittliche zu bezeichnen; nach ihr kann und muß jeder die Sittlichkeit lernen, der in einem zivilisierten Staat lebt. Anderseits wurde das immer schwieriger, je schärfer die Aufklärung die überlieferten sittlichen Begriffe auf ihr Fundament untersuchte. Hohe Stellung und sittlicher Vorzug waren für die Adelsethik identisch. Die Sophisten wollten eine neue Kunst lehren, die den Wissenden in den Stand setzte, der Erste zu werden, und sind sich dabei gar nicht immer bewußt gewesen, daß in dem Tugendbegriff den sie aus der Adelsethik übernahmen, ein doppeltes, das äußere Ansehen und die innere Tüchtigkeit, schlummerte. Da sie aber die Überlegenheit der Kritik über den Autoritätsglauben ausnutzten, um persönlich zu imponieren, nicht um Neues zu schaffen, so mußte diese Kritik bald darüber aufklären, daß herrschen und tugendhaft sein zwei verschiedene Dinge sind, und die alte Erkenntnis daß das erste ohne das zweite geht,

fand nun eine wissenschaftliche Motivierung. Dem Athener alten Schlages war die Rechtsordnung seines Staates, die tatsächlich etwas neues und imposantes war, einfach die reale Erscheinungsform der göttlichen *Δίκη*; in der großen Zeit der Demokratie lebte und starb der attische Bürger für den Satz daß was die Gesetze geboten, gerecht sei. Die Aufklärung hingegen war eine echte Tochter der weltumspannenden ionischen Wissenschaft, die erkannt hatte daß alle von Menschen geprägten Werte relativ sind, und Beweise in Hülle und Fülle dafür besaß, daß der Begriff des Rechts bei verschiedenen Völkern und unter verschiedenen natürlichen und historischen Bedingungen verschieden ist und sein muß, auf göttliche Unwandelbarkeit und Unsterblichkeit also keinen Anspruch hat. In einem Großstaat mit kräftiger auswärtiger Politik und in einer dem Ehrgeiz des Einzelnen weiten Spielraum gewährenden Demokratie muß die Erkenntnis daß zum Recht Macht gehört, einer kritischen Aufklarung welcher die sittlichen Werte relativ sind oder zu werden drohen, sich bald zu der Lehre vom Recht des Stärkeren umsetzen, mag sie nun die bestehende Ordnung als ein Werk der herrschenden Klasse auffassen oder das Recht des intellektuell und durch den Willen Stärkeren, des Übermenschen, wie man jetzt sagt, auf die Herrschaft predigen.

In der Weise ließe sich noch viel dafür anführen, daß die rationalistische Aufklarung, die ein moralisches Wissen postulierte und ein politisches Wissen lehrte, das keines war, die Grundlagen der Ethik schwer erschütterte, und das in einer Zeit in der attische Staat, der Schauplatz auf dem sich die Tugend des Atheners allein bewähren konnte, an äußeren und inneren Krisen zugrunde ging. Das Merkwürdige ist nun, daß

Sokrates diesen Rationalismus der Aufklärung durch seinen Rationalismus übertrumpft. Er weist ebenso unerbittlich den gefeierten Sophisten nach, daß ihre Weisheit voller Widersprüche ist, wie er den Unklarheiten im ethischen Denken seiner eigenen Mitbürger zu Leibe geht: „ihr wißt alle nichts,“ war immer das Endresultat seiner Katechesen. „Aber ihr müßt wissen was euch frommt, wenn es euch nicht schlecht gehen soll; wie jeder Handwerker sein Gewerbe lernen und verstehen muß, wenn er nicht ein närrischer Tropf sein will, so müßt ihr wissen wie ihr zu leben und euch zu führen habt, wenn ihr nicht fehlen wollt.“ So setzt sich seinem Rationalismus das Rühmen der Aufklärung um in ein sittliches Postulat. Das ist mehr als logische Dialektik und nüchtern verständige Kritik hervorbringen können: hier tritt etwas unmittelbar persönliches in die Erscheinung, das individuelle Gewissen, dem die sittlichen Begriffe nicht überlieferte, sondern innerliche Realitäten sind. Diese Gewißheit zieht sich durch die sokratischen Induktionen wie ein roter Faden, Sokrates setzt das Sittliche stets nicht nur als bekannt, sondern als etwas festes voraus; er will es nicht ableiten, sondern von den Widersprüchen reinigen, die den Menschen hindern es zu verwirklichen, während er es besitzt. Im Grunde ist dieses kräftige, unzerstörbare sittliche Bewußtsein das unverdorbene attische Volkstum, das Sokrates ja auch in seinem bürgerlichen Leben bewahrte; das Neue ist, daß die sittliche Empfindung sich bei ihm zu schärfster individueller Denkarbeit umsetzt, so umsetzt, daß ihm umgekehrt das Wissen vom Sittlichen zur sittlichen Pflicht wird und alles Irrationelle in der reinen Luft des denkenden Gewissens verdampft wie ein leichter Nebel. Nach seiner eigenen inneren Erfahrung erschien

Sokrates ein Handeln wider besseres Wissen als eine Unmöglichkeit; ihm spielte die Leidenschaft keine Streiche, nicht weil ihm das innere Leben fehlte, sondern weil ihm alles innerliche sofort zum sittlichen Denken werden mußte.

Er nahm das sittliche Postulat des Wissens vom Sittlichen so ernst, daß er selbst von sich sagte daß er nichts wisse. Es wäre etwas übermenschliches gewesen, wenn er sich das Wissen zugeschrieben hätte, wonach zu streben erste und ernsteste Pflicht eines jeden war: vor einer solchen Anmaßung schreckte er als echter Athener wie vor dem größten Frevel zurück. Er dachte nicht daran — und dies ist für seine sittliche Reformation etwas sehr wesentliches — sich eine persönliche göttliche Offenbarung zuzuschreiben. Freilich glaubte er daß ihn die Götter gelegentlich durch eine innere Stimme warnten, etwas zu tun; aber dies persönliche Orakel war für ihn einfach das was andere sichtbare Vorzeichen für jeden biederen Athener waren. Es brauchte sich garnicht auf wichtige Dinge zu beziehen und bezog sich nie auf Gewissensfragen; die feste Zuversicht die Sokrates zu ihm hegte, beweist nur eine ungewöhnlich scharfe Beobachtung innerer irrationeller Regungen, nicht irgend einen Glauben an eine übernatürliche Inspiration. Nie hat Sokrates eine Prophetenrolle beansprucht; als attischer Bürger hielt er es für seine Bürgerpflicht, jeden vor dem schlimmsten sittlichen Übel zu warnen, das er kannte, vor dem Meinen etwas über das Sittliche zu wissen was er nicht wußte. Darum fragte er auf dem Markt und in den Gymnasien jeden aus, und jeden traf wenigstens für Augenblicke die lebendige Kraft des persönlichen Gewissens, der sittlichen Forderung welche diese bohrenden Fragen in

Bewegung setzte. Freilich emporte sich das demokratische Gefühl gegen die ungeheure Überlegenheit dieses Fragers, der garnicht zu fassen war, weil er selbst eingestand, nichts zu wissen, und der Konflikt mit der siegreichen demokratischen Restauration konnte nicht ausbleiben, die wie alle Restaurationen, das deutliche Gefühl, das Alte nicht wiederherstellen zu können, damit übertäubte, daß sie den kritiklosen Glauben an die Vorzüglichkeit der wiederhergestellten Ordnung für eine Pflicht des guten Bürgers erklärte. Die Anklage daß er neue Götter einführe und die Jugend verderbe, war nicht schwer zu widerlegen, nur wollte das souveräne Volk, wenn es richtete, von dem Angeklagten um Mitleid gebeten sein. Dessen weigerte sich Sokrates, denn damit hätte er aufgehört das zu sein, was er sein wollte, das Gewissen seines Volkes: als solches konnte er nicht um Gnade bitten. Sein Handwerk war es gewesen, jeden falschen Anspruch auf Wissen zu zerstören, er hatte es gut ausgeübt und war gut dabei gefahren: er blieb dabei, auch wenn es ihm den Tod brachte. Oft genug hatte er versucht zu beweisen daß das sittlich Gute und das praktisch Wertvolle und Nützliche und umgekehrt das sittlich Schlechte und das schädliche Übel dasselbe seien. Das war im Grunde der naive, altattische, im Rechtsstaat erstarkte Glaube daß das Sittliche sich in der realen Welt durchsetzen, das Böse durch Strafe aufgehoben werden muß, und zu seinen Lebzeiten wußte Sokrates diesen Glauben nur zu beweisen — beweisen mußte er ihn, wenn er ihn festhalten sollte — durch sprachliche Paralogismen die sich formell von den Schlussen der Sophisten nicht unterschieden. Aber ihm und seinem Denken, keineswegs nur seinem Gefühl stand dieser Glaube so fest, daß er ihm jede

Furcht vor dem Tode nahm. „Wenn ich mein Gewerbe aufgebe“, so raisonniert er, „dann fürchte ich den Tod. das ist für den Soldaten in der Schlacht das schlechteste und dummste; lieber sterben als feige sein; feige sein ist übel, und das Übel muß man meiden“ Er starb nicht wie ein aufgeregter Märtyrer, dem die Vision des offenen Himmels die Todesangst erspart, sondern er rechnete ganz ruhig und klar, warum er den Tod nicht zu fürchten brauche: „entweder ist alles aus, dann ist die Ruhe des Schlafs zu einer ewigen geworden, oder das Leben dauert anderswo fort, dann werde ich mein Fragen und Prüfen weiter treiben“

Sokrates hat sein Leben lang sorgfältig auf sein inneres Orakel gehört, aber er hat so wenig geweissagt wie der aufgeklärteste Rationalist Nur unmittelbar vor seinem Ende, wo nach dem Glauben der Alten jeder Mensch die Gabe erhalt, in die Zukunft zu sehen, prophezeite er denen die ihn verurteilt hatten, daß ihnen ein Rächer erstehen würde, viel unbequemer als er In ihm wollten sie den loswerden, der ihnen ins Gewissen redete; es würden statt seiner mehrere kommen, die strenger mit ihnen ins Gericht gehen würden, weil sie junger waren Die Prophezeihung ist in Erfüllung gegangen.

Plato war 24 Jahre alt, als Sokrates starb. Manch glänzender Jüngling — ich brauche nur an Alkibiades zu erinnern — hat den Zauber des allen äußeren Schimmers baren Mannes aus dem Volke empfunden, keiner war in seinem innersten Wesen von ihm so verschieden und hat gerade darum das Große in ihm von dem individuell Zufälligen so scheiden konnen wie Plato Der Sproß eines vornehmen Geschlechts, mit allen Gütern des Glucks reichlich ausgestattet, ein Aristokrat

vom Scheitel bis zur Sohle, stand schon an und für sich weit ab von dem armen Handwerkersohn, und doch war das lange nicht die tiefste Kluft, die sie schied. Sokrates war ein durch und durch unpoetischer Mensch, ohne jedes Naturgefühl, der es nicht für der Mühe wert hielt, das Weichbild der Stadt zu verlassen, weil man mit Baumen und Quellen nicht reden könne. Platos origineller, künstlerischer Genius, der — das sicherste Kennzeichen des echten Dichters — der heimischen Sprache völlig neue Weisen entlockte, ahnte voraus, was das aesthetische Empfinden der kommenden Jahrhunderte beherrschen würde. Das hellenistische Naturgefühl und die hellenistische Romantik sind bei ihm im Keime schon vorgebildet, und er hat, scharfsichtiger als Aristoteles, gesehen daß die Entwicklung der griechischen Poesie von der Tragodie ab zu einer Regeneration des Epos führen müßte. Sokrates blieb im Konkreten und Einzelnen stehn, über die sittlichen Fragen ging sein Interesse nicht hinaus, auf den jungen Plato wirkte die poetische Anschauung Heraklits von dem lebendurchfluteten All mächtig ein, und es war ihm unmöglich, auf das Suchen der Einheit zu verzichten, die in Welt und Mensch, im Werden und im Handeln, im Denken und im Wollen alles zusammenhalt. Was hat diese Gegensätze zusammengeführt?

Die künstlerische Objektivität der Verteidigungsrede, in der Plato nichts anderes wollte als den echten Sokrates schildern, läßt den Sturm kaum ahnen, den der Tod des Meisters in dem Jünger entfesselte. Mit zermalmender Gewalt macht er sich geltend in der Anklageschrift gegen die Athener, die Plato unmittelbar nach der Katastrophe komponierte, dem Dialog Gorgias, jenem wunderbaren Produkt jugendlicher Überspannung,

heiligsten Prophetenzorns und vornehmster Gestaltungskraft, in welchem er dem attischen Volke zuruft: „Ihr glaubt Sokrates mit eurem Urteil vernichtet zu haben, ich aber sage, Unrecht leiden ist besser denn Unrecht tun. Euer ganzer Staat ist so faul, daß der Gerechte der gerecht bleiben will, in ihm untergehen muß. So hat Sokrates Recht gehabt und nicht ihr. Das Gericht das jeder Seele nach dem Tode ihr Recht werden läßt, wird es zeigen." Wem beim Tode seines Lehrers eine sittliche Wahrheit aufflammt, die die ganze traditionelle Ethik seines Volkes auf den Kopf stellt, wer um dieses Todes willen an der Welt irre wird und sich nur wieder finden kann in dem Glauben an eine jenseits dieser Welt vergeltende Gerechtigkeit, der hat in jenem Lehrer mehr gesehn als den ergänzenden Gegensatz zum eigenen Wesen: dem muß er die Wahrheit des Lebens offenbart haben. Es ist der sittliche Ernst, der sich zu klarem Denken durchringen muß um der eigenen Seele willen, der lieber sterben will als den Beruf des Mahners aufgeben, dieser sittliche Ernst des Sokrates ist es gewesen, der dem jugendlichen Dichter es nicht nur leicht machte über alles hinwegzusehen was im Wesen des Sokrates dem seinigen schnurgerade zuwiderlief, sondern ihm auch ein Ziel steckte, das weit hinauslag über das schöne Spiel der Kunst, zu welchem den Jüngling seine Begabung trieb. Wenn nicht schon der lebende, so hat sicherlich der sterbende Sokrates aus Plato dem Künstler den Propheten Plato gemacht, der alles was sein Genius in verschwenderischer Fülle besaß, daran gab um der Welt den Weg zu Gott und dem Guten, dem Urquell des ewigen Seins zu zeigen.

Freilich mußte er den wirklichen Sokrates umformen, um den tiefsten aller Gegensätze zwischen ihm und jenem

zu überwinden, den Gegensatz des nüchternen, nur das Wissen fördernden Rationalismus zu der Erfahrung seines Herzens von dem heiligen Wahnsinn der Dichter und der Liebenden. Als der Sturm seines Inneren sich gelegt, ihm die Schaffenslaune wieder gekommen war, da wagte er es, Sokrates aus seinem eigenen Wesen das zu leihen, was jener nie besessen, und einen schwärmenden Sokrates zu dichten. Dem nüchternen Manne der mit seinem denkenden Gewissen alle Aufwallungen der Sinnlichkeit, die er als echter Athener im Verkehr mit schönen Jünglingen selbstverständlich verspürte, niederzuhalten wußte, diesem Manne legt er das hohe Lied in den Mund von der Liebe die nicht mehr eine kranke Begierde, sondern die das ganze Sein erneuernde Sehnsucht nach der ewigen Schönheit ist, jenes hohe Lied das nach Plato nur Dante und Goethe haben anstimmen dürfen.

Plato selbst hat in diesen Kunstwerken nur Spiele seiner Muse gesehen und das Leben war ihm zu ernst geworden, um nur zu spielen. Von der großen Aufgabe die Menschen sittlich zu erneuern schloß er, so sehr sein Genius ihn zur Poesie drängte, die Poesie aus. Jahrhunderte lang waren die Dichter die Erzieher der Nation gewesen, und nicht nur Aeschylos und Pindar, auch Sophokles und Euripides haben es damit ernst genommen. Aber die Dichter waren dabei doch in erster Linie Dichter, und sobald eine reife Kunst sich des Reichtums ihrer Mittel bewußt wird, sobald sie vor allem es lernt pathologisch zu wirken, darf sie nicht die ethische Erzieherin des Volkes bleiben. Grade weil er als Künstler wußte wie Poesie wirkt und wirken kann, hat Plato eine einseitig aesthetische Kultur auf das schärfste verurteilt. An Stelle des alles ins Menschliche ziehenden Spiels

der Dichter soll der Ernst der Wissenschaft die Jugend das Göttliche und Bleibende lehren.

So genügten Plato dichterische Gestaltungen nicht um ihn von dem Druck zu befreien, den der sokratische Rationalismus auf ihn ausübte. Ist die menschliche Seele wirklich so gebaut, daß das Wissen für das sittliche Handeln genügt, darf und muß das Wissen sich beschränken auf das Praktische, oder wie Sokrates es ausdruckte, auf das was dem Menschen frommt, dann ist der weise Mensch sich selbst genug; er kann der Menschen und Götter entraten. Sokrates war vor dieser Folgerung geschützt, weil ihm das sittliche Wissen ein weder von ihm noch von irgend einem Menschen verwirklichtes Postulat war und weil er seine Gedanken immer nur in konkreter Anwendung faßte, sie nicht zu allgemeinen Sätzen fortführte. Die Kyniker haben jene Konsequenzen aus der Sokratik gezogen und das Ideal des Weisen zum Zentrum ihrer unbedingt und ungemilderten rationalistischen Ethik gemacht. Plato hat den sittlichen Kern der sokratischen Fragen nach dem Wissen tiefer gefaßt, wenn er die Weisheit den Göttern vorbehielt und dem Menschen nur das Streben nach Weisheit, d. h die Philosophie, ließ. Der Mensch der sich selbst genug zu sein glaubt, entbehrt des Besten, der Sehnsucht und des Strebens. Die platonische Psychologie setzt sich als vornehmstes, ihr eigentümliches Ziel, gegenüber dem Rationalismus nachzuweisen daß in der Menschenseele eine Kraft ist, die wohl der Vernunft zugänglich ist und sein soll, die aber ihrem Wesen nach etwas anderes ist. Auf diesen Seelenteil, auf sein Drängen und Schwanken, sein Sehnen und Streben hat die Erziehung zu wirken, und es hängt mit dem intimsten Wesen Platos zusammen, wenn sein Staat, der zu einer neuen Ethik erziehen

will, den Stand welcher jenem Seelenteil entspricht, in den Mittelpunkt rückt. Der erziehende Faktor ist das Wissen oder richtiger die Wissenschaft. Wenn die sokratische Dialektik mit der Festigkeit der sittlichen Begriffe wie mit etwas Gegebenem im Einzelnen operierte, so rückt dies bei Plato in einen universalen Zusammenhang. Die unvollkommene Welt des Werdens und Vergehens ist bedingt durch ihre ewigen und unabänderlichen Vorbilder. Sie allein sind der Erkenntnis zugänglich; dieser Erkenntnis gilt das sokratische Postulat des Wissens nicht nur darum weil ohne sie eine echte Sittlichkeit, die von allem Eigennutz absieht, nicht möglich ist, sondern auch in dem Sinne daß das Ziel ein transcendentales ist, das der Mensch auf Erden nie erreichen, dem sich seine wissenschaftliche Arbeit nur nähern kann. Damit ist die Wissenschaft zu einer Religion geworden. Ihr Dienst fordert, wie jede Religion, eine Gemeinschaft in der sich alle zusammenfinden in dem unendlichen Streben und die Kraft und Wahrheit dieses Strebens darin sich erprobt, daß der Freund im Freunde das Göttliche sieht und zum Leben erweckt. Weil aber die Seele des Menschen auch irrationelle Teile enthält, so muß diese Gemeinschaft weiter reichen. Was isoliert unvollkommen, ja schädlich ist, das kann und wird im Ganzen seine Stelle finden. Für Plato ist das sittliche Ideal nicht der Weise, sondern der Staat; und sein Idealstaat ist keineswegs eine bloße Phantasie geblieben.

In den aristokratisch-oppositionellen Kreisen, in denen Plato aufgewachsen war, hatte sich ein ingrimmiger Haß gegen die herrschende Demokratie angesammelt. Von daher ist ihm eine rechtschaffene Verachtung des souveränen Volks immer geblieben, dagegen hat er die

hochgebildeten Männer die so geistreich gegen den Demos verstanden zu sprechen und zu schreiben, den Kopf voller Reformpläne hatten und als ihnen Lysander das Regiment verschaffte, so jämmerlich scheiterten, in der Erinnerung nie mit der Geringschätzung behandelt wie die demokratischen Philister. Während er mit Hohn die verlogene Moral der guten Bürger aufdeckt, die das Böse so gern tun würden, was sich die verhaßten Tyrannen erlauben, wenn's nicht so gefährlich wäre, bedauert er das Genie, das durch die Demokratie zum Tyrannen wird. Trotzdem sah er ein daß eine Politik der Revolution wie sie Kritias trieb, zu nichts führte und im Gorgias schrieb er nicht nur dem Demos eine Anklage, sondern auch den Leuten mit denen er einstmals politisch sympathisiert hatte, einen Absagebrief, so scharf wie ihn einem Kreise nur jemand schreiben kann, der einmal zu ihm gehört hat. Um indeß dauernd in der Negation zu verharren, nahm er die Aufgabe die ihm Sokrates hinterließ, zu ernst. Den attischen Staat zu regenerieren hielt er für unmöglich und mit Recht, aber er schuf in Athen, von dem ganz loszulösen ihm unmöglich war, einen wissenschaftlichen Staat, die fest organisierte, mit reichen Mitteln ausgestattete Kultgenossenschaft im Garten des Heros Akademos, welche die wissenschaftliche Arbeit des Meisters auszuführen und fortzusetzen hatte. Das Doppelte das Plato in dieser Schöpfung aus seiner Konstruktion des Idealstaats heraus verwirklichte, die Gemeinschaft der Arbeit des Meisters und der Jünger und die Pflege der unendlichen Wissenschaft, hat zur Folge gehabt, erstens daß die Wissenschaft nicht mehr eine Sache blieb, die, wie bei den großen Ioniern, mit dem Einzelnen kam und ging, sondern zu einem Erbe wurde, das von Generation zu Generation

weitergegeben wurde, und zweitens daß in einer Zeit in der das bisherige Fundament der Sittlichkeit, der stadtische Freistaat zusammenbrach, die Besten und Edelsten in der selbstlosen wissenschaftlichen Arbeit, in der der Einzelne nicht sich, sondern einem Ganzen dient und dieses Ganze wiederum einem Ziel das nicht von dieser Welt ist, immer wieder einen Halt erhielten, der ihnen selbst und durch sie ihrer Zeit von unendlichem Segen gewesen ist.

Neben diesem positiven Schaffen verblassen die tragischen Versuche, den platonischen Staat in die politische Wirklichkeit zu übersetzen. Durch die geniale Gewissenlosigkeit Dionys I erstand in Syrakus, nachdem die Demokratie abgewirtschaftet hatte, ein Fürstentum von einer Macht die nicht nur die stets drohenden Karthager in Schach hielt, die auch nach Italien und der Ostküste des adriatischen Meeres kräftig hinübergriff. Auf dieses Fürstentum, das auf einem verhaltnismäßig neuen Boden, mit einer gewaltigen, in der Hand des Herrschers konzentrierten Machtfülle frei und ungehindert schalten und walten konnte, hat Plato mindestens einmal in seinem Leben sehr ernsthafte Hoffnungen gesetzt. Es wird wohl immer dunkel bleiben, was ihn an den Hof des ersten Dionys getrieben hat jedenfalls mißlang dieser erste Versuch, in Sizilien Fuß zu fassen. Er brachte sogar den Philosophen wahrscheinlich in persönliche Gefahr, es ist wohl möglich daß zu seiner an Dantes Hölle erinnernden Schilderung des Tyrannen der grimme Fürst von Syrakus Modell gestanden hat. Neue Hoffnungen blühten auf, als der alte Dionys 367 starb und sein junger Sohn ihm folgte. Kronprinzen pflegen mit der Opposition zu kokettieren, und die aristokratischen Pythagoraer glaubten die Stunde ge-

kommen, wo an die Stelle des eisernen Militaregiments eine aristokratische Regierung mit monarchischer Spitze treten konnte Sie setzten es durch daß Plato an den Hof des jungen Fursten berufen wurde Die alten Militärs Dionys I wußten indes dem jungen, charakterlosen Fürsten klar zu machen daß diese philosophischen Reformer seiner Monarchie nur schwere Gefahr bringen wurden Ein Familienzwist im fürstlichen Hause erleichterte ihnen den Widerstand. An der Spitze der aristokratischen Opposition stand ein Schwager Dionys I, Dion, ein Mann von großem persönlichen Zauber, aber unklar, der nicht genug Charakterfestigkeit besaß, um zwischen der Begeisterung für politische Ideale und dem persönlichen Streben nach Ruhm und Herrschaft zu unterscheiden. Dieser fiel bei Dionys II. in Ungnade und mußte Sizilien verlassen, Plato folgte bald Dion schloß sich an die Akademie an und fing an gegen Dionys II zu agitieren, so daß dieser sein Vermogen mit Beschlag belegte. Noch einmal lud Dionys Plato an seinen Hof, um eine Aussohnung zwischen ihm und Dion zustande zu bringen Offenbar wollte der Fürst den Zusammenhang zwischen Dion und der Akademie sprengen, mit gutem Grund, wie die späteren Ereignisse lehren. Die Aussöhnung mißlang, Plato kehrte unverrichteter Sache heim und zog sich verbittert und verärgert zuruck: für die bald eintretende Katastrophe wird man den 65jährigen nicht verantwortlich machen dürfen Dion spielte jetzt offen den Prätendenten und rüstete eine Expedition aus, unter sehr rühriger Mitwirkung der jüngeren Mitglieder der Akademie. Niemand konnte erwarten daß dieses Häuflein das mächtige Furstentum von Syrakus zu Falle bringen würde: aber die Indolenz und Unfähigkeit Dionys II, außerdem die Unterstützung der Karthager

machten Dion für einen Augenblick zum triumphierenden Befreier. Sehr bald freilich zeigte sich daß er von praktischer Politik nicht das mindeste verstand, nach mancherlei Wirrsalen fiel er durch Mörderhand und das unglückliche Syrakus wurde eine wehrlose Beute ruchloser Gewalthaber, was das Schlimmste war, mit dem Fürstentum der Dionyse brach das feste Bollwerk des Hellenentums im Westen zusammen. So erntete die Akademie von der mit großen Hoffnungen und, zum Teil wenigstens, selbstloser Begeisterung unternommenen Expedition nur Unglück und Schande: es war gegen ihre Bestimmung, anders als mittelbar in die Welt des Wirklichen einzugreifen, und sie hat den ersten, leider nicht den letzten Beweis dafür geliefert, daß die Politik für den „Professor" zu schwer, der „Professor" aber für die Politik zu gut ist.

Das Alter brach über Plato herein, auch geistig; die Spekulation des Greises wurde abstrus, kam aus dem Nebel der Zahlenmystik nicht mehr heraus. Und doch scheint es daß von der Reformbewegung welche nach dem Zusammenbruch im Bundesgenossenkrieg die Gemüter der Athener erfaßte und tatsächlich eine neue Aera einleitete, ein Ton auch in den weltfremden Garten am Kolonos sich verlor und in Platos Seele Saiten zum Schwingen brachte, die für immer verstummt schienen. Noch einmal unternahm er es, einen Staat zu bauen, seine Gedanken über die Ethik der Zukunft zu entwickeln. Sie schweifen oft ins Seltsame, werden ziellos wie die Rede des Alters, der Bau ist nie fertig geworden. Die Philosophie der hellenischen Geschichte, die gewaltigen sittlichen Imperative, welche die Gesetzgebung einleiten, der bloße Gedanke, das attische Strafrecht auf seinen ethischen Gehalt zurückzuführen und

so zu reformieren, bezeugen neben vielem Einzelnen, daß auch der alt gewordene Plato der Tagespolitikern seiner Zeit weit voraus war, und die religiöse Romantik die bald nach seinem Tode in Athen kräftig einsetzt, reicht entfernt nicht hinan an die feierliche Frömmigkeit die den Torso der platonischen Gesetze umwittert, an die Frommigkeit des Greises der den Göttern der Heimat und der Kindheit die Treue bewahrt hat.

Achtzigjährig ging Plato ein zu den Gefilden von denen er auf die Erde herabgestiegen war. Seitdem er auf dieser Welt gewandelt ist, flutet und ebbt das Leben der Menschheit in großen Gezeiten, Perioden in denen die stolze Hoffnung der Erkenntnis sich hinauswagt in die Unendlichkeit, wechseln mit anderen in denen der Menschengeist müde einkehrt in den Hafen gläubigen Friedens. Plato ist darin wirklich ein seliger Genius gewesen, wie er nur einmal erschienen ist, daß in ihm die Spannung zwischen der religiösen Empfindung und dem keine Grenzen duldenden Denken gelöst ist. Und so ist das Wunderbare mehr als einmal geschehen, daß sein Geist bald einem friedlos gewordenen Geschlecht den Weg zu der vergessenen Gottheit gezeigt, bald einer jugendlichen Epoche vorangeleuchtet hat wie eine Feuersäule, die aus der Knechtschaft eines versteinerten Gottesdienstes hinausführt in das Land wo die Gedanken frei sich emporringen zu ihrem unendlichen Ziel.

IV

POLYBIOS UND POSEIDONIOS

Seit J. G. Droysen pflegt man den großen historischen Prozeß dessen Schöpfer und Opfer die Hellenen in der Periode von Alexander bis Augustus gewesen sind, Hellenismus zu nennen. Gegen den zusammenfassenden Namen ist nichts einzuwenden, sobald er nicht zu eng gefaßt wird. Es ist ja richtig, daß die beiden großen Versuche, die hellenische Nation zusammenzufassen, das attische Reich und der Hellenenbund Alexanders, den Kampf gegen die traditionelle orientalische Weltmacht zur Voraussetzung haben, und ebenso, daß die geistigen Bewegungen welche das Hellenentum successive umgestalten, in der Regel vom Osten ausgehen und in der Auseinandersetzung der Hellenen mit dem Orient ihren Grund haben Trotzdem ware es falsch, unter Hellenismus nur die historischen Erscheinungen zu verstehen, welche die zunächst machtig vordringende, dann allmählich ebbende Flut des hellenischen Lebens hervorbrachte, die sich durch und nach Alexander über den Orient ergoß. Das Antlitz von Hellas ist mit nichten nur nach Osten gewandt. Immer wieder sind die Griechen selbst durch den Lauf ihrer Geschichte daran erinnert, daß sie zwischen zwei Meeren lagen, und daß es gefahrlich war, die Position im Westen für gleichgültig zu halten. Die attische Politik des 5. Jahrhunderts hat das begriffen

und, sobald ihr gegen Persien der Rucken gedeckt war, versucht, nach Italien und Sizilien hinüberzugreifen. Im 4. Jahrhundert bewies umgekehrt das Fürstentum der Dionyse, wie stark ein kraftiger sikeliotisch-unteritalischer Staat auf die Verhaltnisse des Mutterlandes drucken konnte. Freilich ist das Griechentum in dem erheblich spater kolonisierten Westen nie zu einer so überlegenen Macht geworden wie an den Kusten Kleinasiens und des Pontos. Die Versuche, von Sizilien aus das Westgriechentum zusammenzufassen, wollen nie recht gelingen, bleiben stets kurzlebige Schöpfungen genialer Tyrannen, die mit überraschender Schnelligkeit wieder zerfallen. Wo die Staaten des Mutterlandes eingreifen, wie im 5. Jahrhundert Athen in Thurioi und Syrakus, im 4. Korinth durch Timoleon, in der Zeit Alexanders und der Diadochen die epirotischen Fursten Alexander und Pyrrhos, da kommt es nie zu etwas anderem als zu politischen Abenteuern, die resultatlos bleiben oder, wie meistens der Fall, mit Katastrophen enden. Als um so stärker erwies sich die italische Volkskraft. Rohe samnitische Stämme brachen im 5. und 4. Jahrhundert die Blüte der unteritalischen Stadte, und wahrend die hellenistischen Monarchien des Ostens ihre Kraft in gegenseitigen Kabinettskriegen verschwendeten, wies Rom jede hellenische Invasion Italiens siegreich zurück und verschaffte dadurch daß es an Stelle der Hellenen den Kampf gegen Tyrrhener und Karthager durchführte, dem italischen Kaufmann eine Macht die der griechische stets erstrebt und nie besessen hatte. Man muß sich immer gegenwartig halten daß der erste punische Krieg in dieselben Jahre fällt, in welchen Theokrit und Kallimachos die Macht des zweiten und dritten Ptolemaeers feiern, und daß der pergamenische Altar mit seiner künstlerischen

Verewigung der Siege hellenischer Götter über die barbarischen Giganten des Nordens noch kein Menschenalter vor der Zeit errichtet ist, in der Rom gegen Hannibal den gefährlichsten Krieg gewann, den es je geführt.

Umgekehrt hat die hellenische Kultur die Italiker in ganz anderer Weise besiegt als die Aramaeer, Iranier und Aegypter, mit deren Religionen die hellenistische Weltanschauung so wenig, wie einst die ionische, fertig wurde und die Staatskunst der neuen Monarchien einen klugen Frieden schloß oder vergeblich Krieg führte. Die Römer sind schon früh, schon zu der Zeit als Rom noch die Hauptstadt des latinischen Städtebundes und nichts weiter war, von den Griechen zu den Barbaren gerechnet, denen das Zeugnis der Kulturfähigkeit dadurch ausgestellt wurde, daß man ihre Vorgeschichte an die epische Sage anschloß und sie zu Nachkommen der Troer machte. Das erzählten die Kymaeer ursprünglich mit demselben Sinn und derselben Tendenz von ihren latinischen Nachbarn, wie die Griechen in Kyrene von den ihnen befreundeten Beduinen der libyschen Wüste, in Adria an der Pomündung von den Venetern, in Sizilien von den Elymern in Egesta. Daß aber diese italischen Aeneasenkel einmal Träger einer neuen, hellenisch-römischen Kultur werden würden, ahnte man auch im dritten Jahrhundert noch nicht, und in dem farbenreichen Bilde das Timaeos zur Zeit des Königs Pyrrhos von dem barbarischen und halbbarbarischen Westen für das hellenistische Publikum entwarf, nahmen Rom und Latium nur einen kleinen Raum ein; die zeitgenössische griechische Geschichtsschreibung der beiden ersten punischen Kriege steht auf karthagischer Seite. Aber die griechischen oder halbgriechischen Schulmeister

der unteritalischen von Rom abhängigen Griechenstädte taten ihr Werk, und schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts unternahmen tarentinische und oskische Literaten den kühnen Versuch, in lateinischer Sprache das griechische Epos und Drama, das alte wie neue, zu übersetzen und zu imitieren. Doch mußten erst die Großmächte des Ostens gestürzt und damit die hellenistischen großen Kulturzentren entwurzelt werden, ehe Rom für die Entwickelung der griechischen Literatur selbst tonangebend wurde. Die Zertrümmerung des makedonischen und syrischen Reichs haben diesen Prozeß eingeleitet, der mit Augustus Eroberung Aegyptens seinen Abschluß findet.

Vor der römischen Zeit ist die hellenistische Literatur bestimmt durch die großen Monarchien, in denen der die nationale Beschränkung negierende Individualismus des 4. Jahrhunderts seinen Gipfelpunkt erreicht. Die Form der Stadtrepublik war überlebt, und damit mußte auch das geistige Leben, die Kunst, die Ethik, die in der klassischen Zeit sich auf dem Bürgerstaat aufgebaut hatten, andere werden. Es ist kein Vorwurf für die Dichter dieser Zeit, wenn sie ihre Muse auf das Parquet der Höfe führen statt auf den Markt, um so weniger als die Poesie jetzt nur noch ein schönes Spiel sein konnte und wollte. Auch die Faktoren welche die geistige Welt jetzt beherrschen und denen die Zukunft gehört, die Philosophie und die Wissenschaft, suchen die Gunst der Könige, wenn sie nicht weltflüchtig werden. Die Beredsamkeit verstummt wo die Politik in den Kabinetten gemacht wird, an Stelle des phrasenreichen Demagogen tritt der sachliche Berichte schreibende Diplomat, und eine neue Tugend hält ihren Einzug in die hellenische Welt, welche in den Republiken nicht

wachsen konnte, die Treue des Dieners gegen den Herrn. In der Geschichtschreibung stellt sich neben den historischen Roman der Ionier und neben die rhetorischen Verarbeitungen historischer Stoffe eine neue Form, die pragmatische, nüchterne Erzählung des Tatsächlichen durch den sachkundigen Militär oder Diplomaten. Diese Form ist entstanden schon bald nach Alexanders Tod. Als die romanhaften legendarischen Darstellungen des Alexanderzugs gar zu üppig ins Kraut schossen und das wahre Bild des Königs zu überwuchern drohten, gaben die alten Diener, die ihren Herrn wirklich gekannt hatten, darunter kein Geringerer als Ptolemaeos I. von Aegypten, die Berichte heraus, die sie einst im Auftrag Alexanders aufgesetzt hatten: sie sind, die wenigen erhaltenen Urkunden abgerechnet, die einzige zuverlässige Geschichtsquelle für die große Zeit. Diese Art fand eifrige Nachfolge, und so bildete sich eine Tradition der sachlichen, auf äußeren Schmuck verzichtenden Historiographie, die sich bis in die römische Zeit und bis zu den Römern selbst fortsetzt. Caesar und seine Offiziere sind, wie in so vielem, auch als Geschichtsschreiber die direkten und bewußten Fortsetzer des Hellenismus.

Der stolze Plan Alexanders den Mittelpunkt der zivilisierten Welt nach Osten zu verschieben ist gescheitert, weil er keinen legitimen oder illegitimen Nachfolger fand, der im Stande gewesen wäre, die Habsucht und den Ehrgeiz seiner Marschälle in den Dienst des eines Weltreichs zu zwingen. Nach einem Menschenalter furchterlicher Kämpfe bildeten sich die Einzelmonarchien heraus, deren Gleichgewichtspolitik von Neuem die Beherrschung des aegaeischen Meeres zum Kampfobjekt machte. Dadurch bekamen die kleinen und kleinsten griechischen Staaten, so morsch und überlebt sie waren,

wiederum eine verhängnisvolle Bedeutung, eine Bedeutung die durch die hellenistische Romantik, die überall verschüttetes Leben ausgruh, noch vermehrt wurde. Das Schlagwort der griechischen Freiheit mußte immer wieder das Rankespiel der makedonischen, aegyptischen, syrischen Kabinette decken, regelmäßig zum Schaden der Befreiten, und keine der Großmächte konnte sich dazu entschließen, diese Kleinen ihrem Gezank zu überlassen, bis schließlich Rom sich ihrer annahm um am Ende alle zu verschlingen. Die Kapitalistenoligarchie am Tiber hat es mindestens ebenso gut wie die heutige an der Themse verstanden, den Schutz der Unterdrückten zum Vorwand zu gebrauchen, unter dem sie überall eingriff und ihr Interesse durchsetzte. Dadurch aber, daß eine Republik jetzt den Kampf gegen die Monarchien aufnahm, verschob sich das Fundament der hellenistischen Kultur, das tote republikanische Wesen gewann wieder ein scheinbares Leben. So lange der achaeische und aetolische Bund, in denen sich das politische Leben Griechenlands in der hellenistischen Periode konzentriert, trotz tönender Phrasen die Politik ihrer Majestaten von Aegypten oder Makedonien besorgten, blieben sie im Bann der monarchischen Kultur, und die Memoiren des achaeischen Feldherrn Aratos sind in Ton und Haltung von den Geschichtswerken der königlichen Militärs und Diplomaten nicht wesentlich verschieden gewesen. Als Rom die Achaeer erst befreite und dann unterjochte, änderte sich das, republikanische Politik und republikanische Ethik wurden wieder etwas Reales, mit dem das griechische Denken sich von neuem auseinandersetzen mußte. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Achsendrehung sich nicht plötzlich vollzieht Der Mann der wie kein anderer die Größe Roms erkannt hat, der Geschichts-

schreiber des Kampfes der römischen Republik gegen Karthago und den Osten, Polybios, verrät überall daß er auf der Scheide zweier Epochen steht, der hellenistischen durch seine Erziehung, der griechisch-romischen durch seine Erfahrung, und das Doppelte seines Wesens würde noch schärfer hervortreten, wenn er nicht von vorn herein als hellenischer Republikaner dem hellenistisch-monarchischen Wesen bis zu einem gewissen Grade entzogen worden wäre.

Polybios war etwa 200 in Megalopolis geboren, jener Neugründung des Epaminondas, die Südarkadien gegen Sparta schützen sollte Die Stadt war zum wichtigsten Vorposten des achaeischen Bundes geworden nicht nur gegen Sparta, das seine unzeitigen Erinnerungen an eine große Vergangenheit immer wieder aufzufrischen strebte, sondern auch gegen Messene, mit dem die Megalopoliten in ewigen Grenzfehden lagen Polybios Vater Lykortas war ein reicher Mann, der seinen Sohn bei der Kavallerie dienen ließ; er bekleidete häufig das höchste Amt des achaeischen Bundes, die Strategie, und dem Sohn stand eine nach peloponnesischen Begriffen glänzende Laufbahn in Aussicht. Schon in sehr jugendlichem Alter sollte er sich einer achaeischen Gesandtschaft an den aegyptischen Hof anschließen, aus der freilich nichts wurde, da S Majestät der König Ptolemaeos Epiphanes inzwischen mit Tode abging Mitburger und älterer Zeitgenosse des Lykortas war Philopoemen, ein Mann dessen Berühmtheit ein Symptom dafür ist wie heruntergekommen die hellenischen Zustände waren, man tut ihm viel zu viel Ehre an, wenn man ihn den Garibaldi der Achaeer nennt. Polybios erzählt selbst, daß die Feldzüge gegen Sparta in denen Philopoemen sich zum Militar ausbildete, ein offiziöser Brigantaggio

waren, und daß er später in Kreta die schon im Altertum verrufene Klephtentaktik der Insulaner in Schatten stellte. Das hat Polybios nicht abgehalten dem Lokalpatriotismus der Megalopoliten ein Opfer zu bringen und dem Manne dessen Asche er als blutjunger Mensch von Messene nach Megalopolis getragen hatte, eine panegyrische Biographie zu schreiben, in der er ihn als den Helden von Hellas feierte.

Polybios hat die Bildung genossen, die ein vornehmer hellenischer Jüngling seiner Zeit zu genießen pflegte. Es versteht sich von selbst, daß dazu auch Philosophie gehörte, ebenso auch daß eine allgemeine philosophische Bildung nicht den Anschluss an eine einzelne Schule zur Folge hat. Polybios auf ein bestimmtes philosophisches Bekenntnis festzulegen ist ein müßiges Beginnen, er war ein eminent praktischer Kopf, und die Politik von Jugend auf sein Lebenselement. Die Zeiten die der achaeische Bund durchmachte, als er zum Manne heranreifte, waren kritisch genug um Charakter und Einsicht eines werdenden Staatsmanns der durch seinen Vater in nächster Fühlung mit der Regierung war, auf eine scharfe Probe zu stellen. Das Ziel der achaeischen Bundespolitik, das auch Polybios Denken beherrschte, war von jeher die Einheit und die Unabhängigkeit der Peloponnes gewesen. Faktisch war weder das eine noch das andere je erreicht, erst als der Bund an der Seite Roms gegen Makedonien gefochten hatte, schien der Augenblick gekommen, wo die Gunst des Siegers ihm das Heißersehnte in den Schoß warf, und man wurde nach der üblen Gewohnheit der Kleinstaaten übermütig. Philopoemen beging die unverzeihliche Torheit Sparta gewaltsam zu annektieren und damit dem römischen Senat die Gelegenheit zu be-

ständigen Interventionen zu geben. Die römische Regierung rechnete zu gut um zu gestatten daß der Bund im ungestörten Besitz seiner ihm im Grunde nur geschenkten Macht blieb. Als man so das Senatsregiment und die römische Politik näher kennen lernte, fingen nicht nur die Achaeer, sondern auch die übrigen befreiten Griechen mehr und mehr an, an ihren Wohltätern irre zu werden; am unerträglichsten waren nicht die Römer selbst, sondern die griechischen Streber, die von Rom persönliche Vorteile" hofften und darum zu jeder Konzession rieten. Ihnen gegenüber verfochten Lykortas und Polybios den Grundsatz Rom nicht mehr zu gewähren als nach der Verfassung des Bundes zulässig sei, sich diplomatisch zu wehren, so lange es ging, und gegen Vergewaltigungen energisch wenn auch vergeblich zu protestieren. Noch schlimmer wurde es, als nach dem Tode Philipps Perseus den makedonischen Thron bestieg und ein neuer Konflikt der makedonischen Dynastie mit Rom drohte. Die Agenten des Königs, die überall in Griechenland gegen Rom hetzten, fanden nur zu geneigtes Gehör, und neben die vor Rom kriechende Streberei traten jetzt die Makedonien preisenden nationalen Chauvinisten, sie hatten das Ohr des Volks. Lykortas und Polybios mochten weder zu den einen noch zu den andern gehören. Sie wünschten daß die makedonische Macht erhalten bliebe um gegen Rom ein Gegengewicht zu bilden; im Fall des Kriegs schien ihnen die römische Herrschaft die erträglichere. Nachdem der Krieg wirklich ausgebrochen war, setzten sie durch dass der Bund Polybios, der damals die achaeische Kavallerie kommandierte, zum römischen Oberbefehlshaber nach Thessalien schickte um ein achaeisches Hilfskorps anzubieten. So geschickt er sich aus der Affäre

zog, welche die Doppelzüngigkeit und gegenseitige Eifersucht der römischen Generale zu einer sehr gefährlichen machten, dem Bund gelang es nicht am Kriege teilzunehmen. Das gereichte ihm und Polybios selbst zum Unheil. 168 zertrümmerte Aemilius Paullus durch den Sieg bei Pydna das makedonische Königtum. Sofort strömten die römisch gesinnten Parteiführer aus ganz Griechenland im Lager des Siegers zusammen, und nun ging eine wüste Hetzjagd gegen die Gegner los; die Römer ließen ihren Anhängern freies Spiel, mochten sie noch so verrucht sein. Gegen 1000 griechische Notabeln wurden nach Italien deportiert, unter ihnen auch Polybios. Gegen ihn wie gegen viele andere lagen keine tatsächlichen Verdachtsmomente vor, eine Untersuchung ist auch nie gegen einen der Deportierten geführt, die römische Regierung blieb trotzdem 17 Jahre lang gegen jede Bitte um Rückkehr taub.

Polybios ging es noch verhältnismäßig gut: er wurde mit den damals noch ganz jungen Söhnen des Aemilius Paullus, Fabius und Scipio d. J. bekannt, und diese setzten beim Stadtpraetor durch daß er seinen dauernden Aufenthalt in Rom nehmen durfte. Wie er mit Scipio einen engen Freundschaftsbund schloß, hat er selbst erzählt. Scipio klagte ihm in den ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft sein Leid, daß seine Standesgenossen ihn für einen schlaffen Träumer hielten, weil er sich nicht entschließen konne, die politische Carrière in hergebrachter Weise, als Sachwalter, zu beginnen; man spräche ihm die Eigenschaften ab, die man von dem künftigen Haupt eines Hauses, wie des seinigen, verlangen müsse. Die Klage des 18jährigen Jünglings rührte Polybios, und er antwortete: „Du glaubst, du wärst von zu stillem Wesen um deinem Hause Ehre zu machen, das impo-

niert mir: darin zeigt sich ein großer Sinn. Ich will mich dir gerne widmen und dir helfen ein würdiger Nachkomme deiner Vorfahren zu werden. An Lehrern in den Dingen die du jetzt studierst, wirds dir nicht mangeln, es strömt genug solches Volk jetzt aus Griechenland hierher; aber für das was dir Sorge macht, ob du die Stellung die deine Abkunft dir anweist, wirst ausfüllen können, wirst du keinen besseren Berater und Helfer finden können als mich." Polybios war mit seinen Worten noch nicht zu Ende, als Scipio mit beiden Händen seine Rechte ergriff und sagte: „Wenn ich doch den Tag erlebte, an dem du alles andere zurückstellst und nur für mich da bist und mit mir zusammen lebst". So sehr sich Polybios über diesen Eifer und diese Zuneigung freute, so war er doch besorgt, wenn er an die vornehme Abkunft und die glänzenden Aussichten des jungen Mannes dachte: war für ihn, den griechischen Deportierten, eine dauernde Freundschaft mit ihm möglich? Seine Sorge bestätigte sich nicht, Scipio blieb unzertrennlich mit ihm verbunden, und stolz schildert er, wie ganz anders dieser Jüngling sich entwickelte als die übrige *jeunesse dorée* Roms, wie er den Weibern und Saufereien fern blieb, in allen finanziellen Dingen eine in Rom unerhörte Noblesse an den Tag legte, statt des Advokatengezankes auf dem Markte mit dem griechischen Freunde dem ritterlichen Waidwerk oblag. Als 151 der Senat beschloß, den spanischen Krieg, der immer gefährlicher und verlustreicher wurde, energischer zu führen, wurde es schwierig, Offiziere zu finden; die vornehme römische Jugend entschuldigte sich bei der Aushebung mit den nichtigsten Gründen. Da trat der junge Scipio, der Träumer, der Griechenfreund, vor und meldete sich zum Dienst in Spanien, einerlei in

welcher Charge. Das wirkte, die Meldungen erfolgten sofort massenhaft

Polybios verdankte es der hellenischen Philosophie, wenn er mit dem edelsten Erbteil das diese Philosophie von Sokrates überkommen und sorgfältig gehütet hatte, mit der erziehenden Freundschaft zwischen dem reifen Manne und dem nach echter Mannesehre sich sehnenden Jüngling, dem Sohn des Römers der ihm die Heimat geraubt, es lohnen konnte, daß er ihm sein trauriges Schicksal erträglich gemacht hatte. Andererseits zeigt diese Freundschaft auch, daß er gewohnt war, die Dinge nicht als Philosoph, sondern als Mann des praktischen Lebens zu nehmen. Nicht zur Tugend oder zur Weisheit will er seinen jungen Freund erziehen, sondern zum römischen Noble, der den Traditionen seines Hauses Ehre macht. Der achaeische Deportierte, der persönlich die Römer von wenig günstiger Seite kennen lernte, ließ sich durch sein hartes Schicksal die scharfe und klare Beobachtung des echten Politikers nicht rauben, die durchschaute wo die Ursachen der gewaltigen Erfolge Roms lagen. Der unvergleichlichen Tradition der römischen Aristokratie, diesem echt adelichen Ehrgefühl, dem der Ruhm des eigenen Hauses und die Größe des *populus Romanus* unzertrennliche Ziele waren, hatte die hellenische Welt nichts entgegenzustellen. Polybios war kein Mann des tragischen Schmerzes oder untätiger Resignation. Als er einmal, in Rom selbst, gelernt hatte daß und warum Rom hatte siegen müssen, da drängte es ihn, diese Erkenntnis auch zu predigen, und so entstand in ihm der Plan, die Geschichte der 50 Jahre vom Beginn des hannibalischen Kriegs bis zur Schlacht bei Pydna zu schreiben. Der Plan ist noch während des römischen Aufenthalts ausgeführt.

Jede poetische Ader war dem nüchternen Achaeer versagt. Er der selbst so viel erfahren und so viel gelitten, haßte die romanhafte mit den Mitteln der Tragoedie arbeitende Manier der hellenistischen Geschichtsschreibung großen Stils. So war für ihn die oben geschilderte pragmatische Historiographie der Militärs und Politiker das gegebene Vorbild. Es muß zugegeben werden daß das Werk nicht so reizvoll geschrieben ist, wie es gerade bei diesem Vorbild möglich gewesen wäre. Polybios verrät den literarischen Dilettanten darin daß er seine Sachkunde fortwährend aufdringlich hervorhebt; er begnügt sich nicht damit, durch die Darstellung zu wirken, sondern kehrt beständig den Praktiker heraus, der in der Geschichte ein Exerzitium der Staatskunst sieht. Diese Mängel gehen mehr den Stil als die Sache an; tiefer greift die einseitige Auffassung der griechischen Dinge, die den achaeischen Bund zu sehr in den Vordergrund rückt. Da hat sich Polybios von dem griechischen Erbübel, dem regionalen Patriotismus, nicht frei machen können und sich selbst darum gebracht, seinen eigenen großen und richtigen Gedanken daß die Geschichte der Mittelmeerstaaten in der von ihm geschilderten Periode eine Einheit sei, so auszuführen, wie er es verdiente; die Monarchien treten zu sehr zurück und werden auch ungerecht beurteilt. Aber die einzigartige Fähigkeit des hellenischen Geistes, Fremdes scharf und klar aufzufassen, dokumentiert er in der Schilderung Roms. Kein Römer hat jemals die Große seines Staats so sachlich und imposant geschildert wie dieser Achaeer. Wenn er die Darstellung der römischen Institutionen einschaltet, nachdem er die schwerste Katastrophe des zweiten punischen Kriegs, die Niederlage bei Cannae, erzahlt hat, und durch jene Darstellung die wunderbare

Digitized by Google

Tatsache erklären will, daß Rom diese Niederlage überdauerte und nach ihr stärker wurde als vorher, so beweist er mit diesem einen Gedanken ein historisches Verständnis von dem in der nationalrömischen, Siege über Siege erfindenden Annalistik auch nicht die geringste Spur zu finden ist. Ohne Polybios wurden wir von der größten Zeit des republikanischen Rom tatsächlich nichts wissen.

Polybios war nahezu 50 Jahre alt, als endlich Scipio es im Senat durchsetzte daß dem zusammengeschmolzenen Rest der Deportierten die Ruckkehr nach Griechenland verstattet wurde. Man hatte lange im Senat debattiert, bis schließlich der alte Cato erklärte: „als wenn wir nichts besseres zu tun hatten, zanken wir uns einen ganzen Tag uber einen Haufen griechischer Graubärte, ob sie in Rom oder in Achaia auf den Friedhof geschafft werden sollen." Polybios wollte dem Senat noch die Bitte vortragen, daß die Deportierten in Griechenland in alle ihre Rechte wieder eingesetzt wurden; da fragte Cato mit bissigem Hohn, ob Odysseus, nachdem er aus der Höhle des Kyklopen entronnen, noch einmal hineingehen wurde um seinen Hut und seinen Gürtel zu holen.

Die Maßregel war menschlich gut gemeint, aber für Griechenland ein Unglück. Unter den zuruckgekehrten Emigranten waren bösartige Hetzapostel, die nichts gelernt und nichts vergessen hatten und die verbrecherische Politik inszenierten, die in wenigen Jahren zur Zerstörung Korinths führte. Für Polybios war es ein Gluck daß er, kaum in Achaia angelangt, im Jahre 149 den Auftrag erhielt, sich ins römische Hauptquartier zu begeben und als militarischer Berater den dritten punischen Krieg mitzumachen; wahrscheinlich

sollte er als Ingenieur bei derBelagerung des sehr festen Karthago mitwirken. Ehe diese in ihr letztes Stadium trat, benutzte er einen Sommer zu einer Forschungsreise an die Westküste Afrikas, zu welcher ihm einige römische Kriegsschiffe zur Verfügung gestellt wurden. Die letzten verzweifelten Kämpfe in Karthago machte er an der Seite Scipios mit. Er sah ihn bei dem Anblick der brennenden Stadt Tränen vergießen, auf Polybios Frage nach dem Grund, antwortete er daß er an den Wechsel des Schicksals denke; auch Rom werde dasselbe widerfahren: „einst wird kommen der Tag da die heilige Ilios hinsinkt".

Als Polybios nach Griechenland zurückkehrte, kam er noch gerade recht um die brutale Zerstörung Korinths zu erleben, er mußte es mit ansehen wie die römische Soldateska die köstlichsten Kunstwerke ohne eine Ahnung ihres Wertes zerstörte, berühmte Gemälde lagen auf dem Boden herum und dienten den Soldaten als Würfelbretter. Eine Erleichterung war es für den tätigen Mann, daß er, nachdem die römische Zehnerkommission die Grundsätze für die Neuordnung der Verhältnisse festgestellt hatte, den Auftrag vom römischen Senat erhielt, die Verwaltung der Peloponnes im Einzelnen zu regeln. Jetzt erntete er die Früchte seiner römischen Freundschaften und konnte das Los seiner unglücklichen Landsleute so weit mildern als es möglich war. Noch einmal unternahm er, schon über 60 Jahre alt, eine weite Reise, als er mit Scipio nach Spanien ging und den letzten militärischen Erfolg seines Freundes, die Eroberung von Numantia, mit erlebte. 82 Jahre alt starb er, wir wissen nicht wo: in seine letzten Jahre fallen der rätselhafte Tod Scipios und die gracchische Revolution.

Polybios hatte den ersten Entwurf seines Geschichtswerkes, der mit der Schlacht bei Pydna 168 schließen sollte, nahezu vollendet, als er Rom 150 verließ und dann Gelegenheit erhielt, große historische Katastrophen in unmittelbarster Nähe mit anzusehen. Es ist begreiflich, wenn er sein Werk über das ursprüngliche Ziel hinaus, bis zur Zerstörung von Karthago und Korinth, ausdehnte, die Verlängerung widersprach an sich dem Plan des Ganzen nicht. Aber die Einheit des Werkes litt doch, denn Polybios selbst war nicht der gleiche geblieben. Die Siege der Römer über Hannibal, über die syrische und makedonische Monarchie, die er im ersten Entwurf dargestellt hatte, waren für ihn Machtfragen, die sich mit politischer Berechnung lösen ließen. Daß den Hellenen nichts weiter übrig blieb als Rom zu gehorchen, hatte er in Rom selbst gelernt und es als seine Aufgabe erkannt, diese Wahrheit seinen Landsleuten eindringlich zu Gemüte zu führen. Nach 150 aber geschahen Dinge die ihn in seinem Glauben an die Gerechtigkeit des Erfolgs irre zu machen nur zu geeignet waren. Der dritte punische Krieg, nur im Interesse der römischen Kapitalisten unternommen, welche die politisch harmlose, aber das römische Geschäftsmonopol empfindlich störende Nebenbuhlerin vom Erdboden vertilgt wissen wollten, ist eine der scheußlichsten Gewalttaten, welche die Weltgeschichte kennt, noch scheußlicher dadurch geworden, daß der edelste Römer den es je gegeben hat, die Henkersarbeit vollziehen mußte. Wenn auch der achaeische Krieg von gewissenlosen Demagogen leichtsinnig heraufbeschworen war, so hatte ihrerseits die römische Regierung durch ihre Brutalitäten, durch die rücksichtslose Unterstützung, die sie verruchten Streben Jahrzehnte hindurch lieh, ein

reiches Maß von Schuld auf sich geladen, und die Zerstörung Korinths war wiederum eine in merkantilem Interesse unternommene, politisch nicht zu rechtfertigende Grausamkeit. Polybios mochte noch so scharf das Treiben der griechischen Chauvinisten verurteilen, noch so hoch von dem römischen Staat als Ganzem denken: das Schicksal seiner Landsleute konnte er nicht kühl, als eine notwendige Konsequenz der Machtverhältnisse hinnehmen, bei diesem Maß des Jammers mußte er sich aufbäumen. Und er war viel zu scharfsichtig, um gegen den zunehmenden Verfall des Senatsregiments blind zu sein, um den grollenden Donner der kommenden Revolution nicht zu hören. So wirft er jetzt, in den späteren Teilen seines Werkes, die besorgte Frage auf, ob für die Gegenwart die römische Herrschaft wünschenswert sei, ob sie bei der Nachwelt Ruhm ernten werde. Es klingt wie eine ernste Mahnung an die Gewalthaber, wenn er sagt daß es kein politisches Ziel sei alles zu unterwerfen, daß die Folgen der Siege die Siege rechtfertigen müßten. Die Mißwirtschaft mit der die römische Oligarchie die Provinzen in dem kommenden Jahrhundert so verwüstete, daß sie sich zum Teil nie davon erholt haben, hat die bangen Ahnungen des greisen Geschichtsschreibers, des objektivsten Bewunderers den Rom gehabt hat, nur zu sehr bestätigt. Polybios selbst macht dieser klare, phrasenlose Freimut Ehre. Der nüchterne, praktische Mann war ein großer, tüchtiger Charakter, der in der schweren Stellung eines Mittlers zwischen der fremden Großmacht und der eigenen ohnmächtigen und besiegten Nation, einer Stellung zu der er sich nicht gedrängt, die ihm ein hartes Schicksal aufgenötigt hatte, nie sich selbst und dem Hellenentum untreu geworden ist.

Digitized by Google

Polybios lenkte das politische Denken der Hellenen, die wissenschaftliche Betrachtung des Staats auf Rom; sein jüngerer Zeitgenosse, der Stoiker Panaetios, ebenfalls ein Freund Scipios, unternahm es, die philosophische Ethik nach den veränderten Verhältnissen umzugestalten. Er stammte aus Rhodos, dem einzigen griechischen Freistaat des Ostens, der in Mitte der großen Monarchien durch kluge Benutzung der Verhältnisse sich eine wirkliche Selbständigkeit bewahrt hatte. Die Freundschaft mit Rom hatte auch für die Rhodier übel geendet, nach der Besiegung des Perseus bekamen sie die Eifersucht des römischen Kapitals empfindlich zu fühlen, und allmählich verschoh sich die Bedeutung der Stadt. Statt eines politischen Zentrums wurde sie neben Athen und Athen überflügelnd ein Mittelpunkt geistigen Lebens, wo die Lehrer der Philosophie und Rhetorik wirkten, bei denen sich die vornehmen Römer ihre Bildung holten. Es war günstig, daß Rhodos zwar seine Macht, aber nicht seine Selbstverwaltung eingebüßt hatte und immer noch sich eines respektablen Reichtums erfreute: zu dem gänzlich bettelhaft gewordenen Athen verhielt es sich so wie jetzt etwa Genua zu Venedig. So stand Panaetios seinen römischen Gönnern frei und selbständig gegenüber, als der vornehme Bürger einer Republik mit welcher der römische Senat als einem politischen Faktor rechnete. Seiner Umbildung der stoischen Ethik merkt man den geborenen Republikaner und die Rücksicht auf das römische Wesen deutlich an. Die Stoa ist von allen hellenistischen Philosophien diejenige die immer ein praktisches Ziel am energischsten verfolgt hat. Die Philosophie des Hellenismus will zwar durchweg eine geschlossene Weltanschauung, ein Dogma, überliefern, das dem Manne, der in der alten Ethik des

Burgerstaates keinen Halt mehr finden kann und in den kosmopolitischen Monarchien eine bloße Nummer geworden ist, die innere geistige Freiheit, den guten δαίμων, wie der Hellene sagt, verbürgt. Aber die Stoa begnügt sich damit nicht; sie möchte ihren Anhängern praktischen Erfolg sichern; sie ist immer von neuem darauf aus Staatsmänner zu erziehen. Zu dem Zweck milderte Zenon den kynischen Rigorismus durch die abgeklärte innere Harmonie der Platoniker und machte damit den freiheitsstolzen, die Welt, damit aber auch die Kultur negierenden kynischen Prediger gesellschafts- und hoffähig. Jeder Versuch eine paradoxe, ihre Forderungen überspannende Ethik mit der realen Welt auszugleichen führt in die Klippen der Casuistik. Die Stoa ist diesen Gefahren nicht entgangen, Chrysipp und seine unmittelbaren Nachfolger sind würdige Vorläufer der Leute die Pascal gegeißelt hat. Die Reaktion gegen Chrysipps Casuistik und Scholastik beginnt im 2. Jahrhundert und zwar bezeichnender Weise damit daß von den beiden Polen zwischen denen die Stoa sich immer hin und her bewegt, der kynischen und der platonischen Weltanschauung, diese starker vordringt. Diese Richtung setzte Panaetios fort. Es ist ein platonischer, allerdings rationalistisch modifizierter Gedanke, wenn seine Ethik nicht mehr, wie die altstoische, ihre Forderungen auf den Idealweisen, also auf die Einzelpersönlichkeit, stellt, sondern die Tugenden ableitet von dem Grundsatz daß der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist, weil er vernunftbegabt ist. Alle vernünftigen und moralischen Fähigkeiten sind nach ihm auszubilden zum Wohle der Gemeinschaft in allen ihren Formen, von der Familie bis zum Staat und der Menschheit überhaupt. Die Stoa Zenons war monarchisch gesinnt, ihr

Idealweiser ist immer einer; sie predigte Königen und Beamten. Die Ethik des Panaetios setzt eine Republik voraus, aber nicht mehr eine von der Welt sich absondernde Republik beschränkten Umfangs, wie sie Plato und Aristoteles für ihre Idealstaaten fordern, sondern eine Aristokratie welche für die Menschheit wirkt. Auch diese Ethik ist, wie die platonische, nur eine Hoffnung, aber eine Hoffnung zu der ein Grieche von dem Kreise Scipios sich angeregt fühlen konnte. Panaetios wollte die einmal gegebene Weltherrschaft der römischen Nobilität zu einer sittlichen machen, und es ist nicht seine Schuld, wenn die Hoffnung sich nicht erfüllt hat; die wenigen sittlich reinen Gestalten der römischen Revolutionszeit sind alle nachweislich von ihm abhängig. Eine edle Humanität, eine fein abgetönte gesellschaftliche Vornehmheit durchweht das geistvoll disponierte System, zu dem Panaetios den altstoischen Sittencodex umbaute, nie umstürzend, aber immer umdeutend.

Nur eines fehlt diesem System, die Gottheit. Ein aufgeklärter Rationalismus mußte freilich jenem Kreise feingebildeter Römer zusagen, welche aus Erfahrung die Rolle kannten, die das was man in Rom Religion nannte, in der Machtpolitik der Oligarchie spielte. Hier griff, in scharfem und bewußtem Gegensatz zu seinem Lehrer, Panaetios Schüler Poseidonios ein. Er stammte aus dem syrischen Apamea, erwarb aber in Rhodos das Bürgerrecht und gelangte dort zu hohen Ehren. Als rhodischer Gesandter kam er im Jahre 87 nach Rom und erlebte den Tod des Marius. Viele Römer haben als Schüler zu seinen Füßen gesessen, und er stand in hohem Ansehn bei den römischen Aristokraten: Pompeius hielt es auf der Rückreise vom mithridatischen Krieg für vereinbar

mit seiner Imperatorenwürde, den alten gichtbrüchigen Mann persönlich zu besuchen; er verbot dem Lietor an die Tür zu klopfen und ließ die Fasces senken, eine für einen Nichtrömer unerhörte Ehre.

Die römische Aristokratie zahlte nur eine Schuld ab, wenn sie den rhodischen Philosophen ehrte. Er war ein leidenschaftlicher Anhänger des Senatsregiments, ein erbitterter Gegner der Revolution. Als Provinziale wußte er aus eigener Erfahrung, daß die schlimmsten Peiniger der Untertanen nicht die senatorischen Statthalter, sondern die Steuerpächter und Kapitalisten waren, die dem Ritterstand angehörten. Ihnen hatte die gracchische Revolution die Gerichte in die Hände gespielt, und sie nützten dies Machtmittel gründlich aus: den schlimmsten Wucherern war mit keiner Klage beizukommen, und die senatorischen Statthalter welche ihnen zu steuern suchten, hatten ihre Rache zu fürchten. Der edle Rutilius, der Schüler des Panaetios, der als Proconsul von Asien die Lehren seines Meisters zu verwirklichen sich bemühte, war ein warnendes Beispiel, ihn hatte ein Rittergericht ins Exil gejagt. Solche Erfahrungen bestimmten das Urteil des leidenschaftlichen Mannes, und dazu kam daß der Schüler des Panaetios von der Hoffnung die bei dem Freund Scipios begründet war, auch dann nicht abließ, als der Geist der in diesem Kreis lebendig gewesen war, den Kämpfen und Stürmen der Revolution sich immer weniger gewachsen zeigte. Panaetios hatte versucht die römische Aristokratie zu gerechten und milden Herrschern zu erziehen: mit Poseidonios setzt die Entwicklung der Stoa ein, welche den philosophischen Tugendstolz mit dem Standeshochmut des römischen Optimaten verschmilzt und der bei aller Großartigkeit doch absterbenden Tradition der

römischen Nobilität ein neues geistiges Element einfloßt, das ihr eine auch den Sieg der Monarchie überdauernde Widerstandskraft verliehen hat.

Die Stoa beanspruchte von Anfang an mit einer universellen Dogmatik das gesamte Gebiet der Bildung zu umspannen. Der Zwang diesen Anspruch auf die römische Kultur auszudehnen und gegen die Konkurrenz anderer Schüler zu verteidigen schützte sie vor der Gefahr scholastischer Verknöcherung; sie mußte, wenn sie die römische Welt gewinnen wollte, aus den Räumen der Schule hinaus, konnte sich nicht hinter den Wall dialektischer Spitzfindigkeiten und einer nur den Eingeweihten zugänglichen Schulsprache zurückziehen. In Poseidonios hat diese Entwicklung ihren Gipfel erreicht. Er ist der letzte große Schriftsteller der den in lebendiger Entwicklung weitergebildete griechische Weltsprache mit voller Meisterschaft handhabt.

Seine Weltgeschichte, die nur äußerlich das Werk des Polybios fortsetzte, bewegte sich in den prächtigen Formen der hellenistischen Geschichtsschreibung großen Stils, welche das Walten der Tyche pathetisch vorführen will. Die in Blut und Wollust erstickende Decadenz der syrischen und aegyptischen Höfe, die Greuel der sizilischen Sklavenaufstände und der stadtrömischen Revolutionen, und dem entgegengesetzt die frische, lebensvolle, rohe aber nicht unmoralische Unkultur der Naturvölker, der Parther im Osten, der Iberer, Gallier, Ligurer im Westen, den er aus eigener Anschauung kennt, der ganze Stoff vorgetragen in einer aufgeregten, dichterischen, bilder- und sentenzenreichen Sprache: all das muß ein Gemälde von seltener Farbenpracht abgegeben haben, wie es der Klassizismus der Folgezeit nicht mehr hervorzubringen vermochte.

Und doch war dieses Geschichtswerk nur eine von vielen in ihrer Art ebenso glanzenden schriftstellerischen Leistungen, und wiederum die Kunst der Sprache und des Stils nur eine Seite des poseidonianischen Geistes, eines Geistes von einer Universalität wie sie in der Folgezeit auch von Origenes und Porphyrios nicht wieder erreicht ist. Es ist nicht etwa nur ein Conglomerat verschiedener, in einem Individuum zufällig vereinigter Begabungen, welches diesen Universalismus zu Wege gebracht hat, sondern Poseidonios eigenartige Persönlichkeit, in der vielleicht ein orientalisches Element anerkannt werden muß, hat den universalen Tendenzen der Stoa eine besondere Gestalt gegeben.

Die Stoiker legten besonderen Wert darauf, ihre Lehren zu einem geschlossenen System zu vereinigen, das sich in Definitionen, Abteilungen und Unterabteilungen aufbaute, und es war nur konsequent, wenn Poseidonios seine Reformation, oder wie er behauptete, Restauration der Stoa in einem neu entwickelten System zur Erscheinung brachte. Gleich die Definition der Philosophie, die er an die Spitze stellt, ist für ihn charakteristisch: sie ist ihm Theologie und Anthropologie zugleich, das Wissen von den göttlichen und menschlichen Dingen. Der altstoische Rationalismus war im Grunde irreligiös, der Idealweise braucht keinen Gott, sondern ist selbst ein Gott auf Erden. Kleanthes, die einzige dichterische Persönlichkeit der Stoa vor Poseidonios, brachte freilich durch den Pantheismus ein Element hinein, das sich religiös hätte verwerten lassen, aber die Theologie Chrysipps mit ihren Allegorien verdarb alles. Er wollte, wie Zenon und Persaeos schon vor ihm, die Aufklärung des Bildungsphilisters in den Dienst der Stoa stellen, und dabei kommt

nie etwas anderes als Vermittlungstheologie schlechtester Sorte heraus. Panaetios war in theologischen Dingen strenger Rationalist, in seiner Pflichtenlehre spielt die Frömmigkeit keine Rolle, und er hat Mantik und Unsterblichkeitsglauben energisch bekämpft. Wo im Hellenismus religiöse Impulse wirksam werden, knüpfen sie an Plato und den Pythagoreismus an, es ist kein Zufall, daß Poseidonios die Tradition aufgreift, daß Pythagoras sich zuerst einen Philosophen genannt hätte.

Um des Glaubens an die Götter willen erneuerte Poseidonios den Kampf mit den alten Gegnern der Stoa, den Epikureern. Die Schule Epikurs drohte in Rom allen anderen den Rang abzulaufen; die ersten Versuche, ein griechisches philosophisches System in lateinischer Sprache darzustellen, sind von überzeugten Epikureern unternommen, und noch Vergil und Horaz verdanken epikureischen Lehrern den wesentlichsten Teil ihrer philosophischen Bildung. Es war nicht so sehr die hedonistische Moral, welche diese Erfolge erzielte, obgleich es manchen unter den römischen Großen gegeben haben mag, der, wie Cicero von einem seiner Gegner behauptet, seine rohe Schwelgerei durch die epikureische Predigt von der Lust als dem Prinzip des seelischen Gleichgewichts entschuldigt fand. Tiefer wirkte der von den Ioniern übernommene aufklärerische Atheismus der epikureischen Naturlehre, der wie eine Befreiung der Geister in dem damals schon ebenso pfäffischen wie ungläubigen Rom begrüßt wurde. Dem gegenüber griff Poseidonios zurück nicht allein auf den dogmatischen Pantheismus den Kleanthes der alten Stoa eingeimpft hatte, sondern mehr noch auf die Wissenschaft der Akademie und der Alexandriner, auf Mathematik und Astronomie. Mit diesen Waffen war es leicht die Ignoranz Epikurs, der

von wirklicher Erkenntnis der Natur nichts wußte und nichts wissen wollte, aus dem Felde zu schlagen. Aber Poseidonios wollte mehr; er hoffte die exakten Wissenschaften dem stoischen Pantheismus dienstbar zu machen. Darin steckt der platonische Gedanke durch die wissenschaftliche Arbeit dem Unendlichen und Göttlichen sich zu nähern, aber er wurde von dem Stoiker verdorben. Bei aller Gelehrsamkeit und trotz des encyklopaedischen Umfangs seines Wissens vermochte er die echte, von allem Zweck absehende wissenschaftliche Forschung nicht wesentlich zu fördern. Denn er benutzte übernommene Resultate der Wissenschaft zum Beweis der nicht wissenschaftlich gefundenen, sondern spekulativ konstruierten stoischen Dogmen. Mit anderen Worten, Poseidonios ist nicht so sehr Philosoph wie Theologe; darin liegt zugleich seine Schwäche wie seine Größe. Er hat keine streng wissenschaftliche Entdeckung gemacht, hat sogar die Torheit begangen, den Aberglauben der Mantik in ein quasiwissenschaftliches System zu bringen, aber er hat mit hinreißendem Schwung, mit echt religiösem Feuer, wie es die griechische Philosophie seit Kleanthes nicht gekannt hat, den Kosmos gepriesen, in dem der göttliche Geist waltet, alles belebend und ordnend. Noch bei den christlichen Kirchenvätern erquicken wie Oasen in der Wüste theologischer Deduktionen jene Hymnen auf das Walten des welterhaltenden Logos, in deren rauschenden Perioden unschwer der große stoische Theologe zu erkennen ist.

Die Seele welche dem Organismus der Philosophie das Leben gibt, ist nach Poseidonios die Ethik. Er nimmt einen starken Anlauf um mit Hilfe der platonischen Psychologie den traditionellen Rationalismus der Stoa zu brechen, und bekämpft die chrysippische Lehre

daß die Leidenschaften Krankheiten des Denkens seien, damit daß er, das Irrationelle anerkennend, einen unvernünftigen Seelenteil absondert. Damit bekommt der Kulturhistoriker und Ethnologe das psychologische Fundament für die Untersuchung der natürlichen Bedingungen welche die Art und den Charakter der Völker so verschiedenartig gestalten. Wird so der Mensch für ihn ein Teil der Erde, so benutzt er umgekehrt die Ablösung des denkenden Seelenteils, um diesen direkt von den feinsten und göttlichsten Substanzen des Kosmos abzuleiten. Wenn also der Mensch seiner Vernunft folgt, so realisiert er in sich die Ordnung des Kosmos, in welchem das Niedere durch das Höhere gelenkt wird. Das alte Gebot sich selbst zu erkennen heißt nichts anderes als daß der Mensch erkennen soll woher seine denkende Seele stammt und wohin sie zurückkehrt, und die Natur, mit welcher nach dem stoischen Zentraldogma der Mensch in Übereinstimmung leben soll, ist ebenso die Natur des vernünftig geordneten Universums wie die Natur der dem Menschen aus göttlichen Elementen zu Teil gewordenen Vernunft. Damit ist gegeben daß die Wissenschaft die dem All gilt, ein ethisches Ziel hat, und dieses Ziel ist nicht auf das Individuum beschränkt. Denn aller Menschen denkende Seelen sind göttlicher Art, und die Ordnung des Kosmos verlangt daß alle vernünftigen Wesen, Götter und Menschen, von einem Vernunftgesetz zu einer Gemeinschaft zusammengehalten werden. So muß jeder Mensch der sich des Ursprungs seines edelsten und höchsten Seelenteils bewußt ist, sich fühlen als Glied des großen, Götter und das Göttliche im Menschen vereinigenden Weltstaats, von dem alle wirklichen Staaten nur partikulare und unvollkommene Erscheinungen sind.

Von der Idee dieses transcendentalen Weltreichs aus unternimmt nun der Stoiker, frühere Versuche seiner Schule überholend, eine in ihrer Art grandiose Konstruktion der Kulturgeschichte. Das menschliche Erkennen ist am Anfang ein unbewußtes Funktionieren des aus dem göttlichen All stammenden Seelenteils, die Träger dieser ursprünglichen Ahnungen sind die Weisen der Urzeit. Sie haben nicht nur die Verehrung der Götter und die Formen der menschlichen Gemeinschaft begründet, sondern auch all die Werkzeuge und Tätigkeiten der materiellen Civilisation erfunden, in welcher Poseidonios wegen der ihr zugrunde liegenden geistigen Arbeit etwas Göttliches sieht. Die Herrschaft der Weisen hört auf, ihre Errungenschaften werden schnöde mißbraucht: da tritt die Philosophie, das Wissen von göttlichen und menschlichen Dingen ein, das jene Ahnungen der Weisen bewußt begründet und ausführt, dessen Ziel aber dasselbe ist: den Menschen und die Menschheit zurückzuführen zu ihrer natürlichen Gemeinschaft mit der Gottheit. Das sind nicht die Hoffnungen eines Politikers, nicht die Ideen eines Philosophen der Humanität, sondern die begeisterten Träume eines Propheten. Ausgedacht und ausgebildet in einer Revolutionsperiode die nicht einmal einen Römer, geschweige denn einen griechischen Provinzialen zur Schwärmerei verlocken konnte, schienen sie völlig aus dem Bereich auch nur annähernder Wirklichkeit zu schwinden, als der Todeskampf der römischen Aristokratie alle menschlichen Leidenschaften entfesselte. Aber die Geschichte geht ihre eigenen Wege In dem Weltstaat des Kaisers Augustus, der der gequälten Menschheit den Frieden bringen sollte, ist wenigstens für den Platz gesorgt, den

die alten Götter hätten einnehmen können, wenn noch Leben in ihnen gewesen wäre, und die theologische Metaphysik ohne welche auch das echte religiöse Bewußtsein der kommenden Zeiten nicht fertig wurde, enthält viele Elemente die nicht zufällig mit den Erde und Himmel umspannenden Gedanken des letzten bedeutenden Geistes verwandt sind, den der Hellenismus hervorgebracht hat.

V

CICERO

Die menschliche Persönlichkeit antiker Literaturgrößen ist in der Regel nur soweit kenntlich als sie sich in ihren Werken aus- oder in die Erinnerung anderer eingeprägt hat. Wie diese Werke gereift, welch innere Kämpfe in ihnen oft mehr begraben und beigelegt als in die Erscheinung getreten sind, das bleibt stets ein Problem, dessen Lösung nur teilweise möglich ist. Wo gar wie bei Plato eine reiche, sehr mannigfaltige Schriftstellerei vorliegt, die der äußeren Datierung ermangelt und doch die komplizierte Entwicklung eines langen und reichen Menschenlebens voraussetzt, da verwickeln sich die Fragen nach der Abfassungszeit, nach Anlaß und Zweck der schriftstellerischen Leistungen in der verhängnisvollsten Weise mit der Analyse des Individuums. Mit einem Manne des Altertums steht es anders, der darum auch in der Geschichte der Antike immer einen besonderen Platz einnehmen wird, mit Cicero. Seine literarische Tätigkeit, besonders seine Reden, enthalten eine gewaltige Fülle von Selbsterzählungen und Selbstbekenntnissen, die biographische Überlieferung über ihn ist reich und verhältnismäßig rein, und beides zusammen macht die Kunde von ihm erheblich vollständiger als von den meisten Schriftstellern des Altertums. Einzigartig ist seine Korrespondenz, und innerhalb dieser wiederum sein Briefwechsel mit seinem

Jugendfreunde, dem klugen Banquier und Buchhändler T. Pomponius Atticus. Seine übrigen Briefe zeigen ihn so wie er sich in der Öffentlichkeit geben wollte, die vertraulichen Schreiben an Atticus, vom kleinsten Billet bis zur langen Herzensergießung, decken das innere Leben, die Gedanken und Pläne, die Hoffnungen und Schmerzen dieser leicht erregbaren Menschenseele mit einer Offenheit und Klarheit auf, die allein genügen würden Cicero die Unsterblichkeit zu sichern. Nicht als ob er den Stil dieser Briefe geschaffen hätte. Wie in dem umständlichen, komplimentenreichen Pomp der offiziellen Schreiben, mögen sie von ihm oder von anderen römischen Großen herrühren, sich die Umgangsformen einer stolzen, den Schein auch im gegenseitigen Verkehr wahrenden Aristokratie abspiegeln, so setzen die intimen Billets eine Konversationssprache voraus, in der Männer von Welt über alles, über Thatsachen und Situationen, über persönliche Empfindungen und die allgemeine Stimmung plaudern können ohne ihre vornehme Nonchalance aufgeben zu müssen. Eine solche Sprache ist nicht das Werk eines Einzelnen, sondern der Gesellschaft, und in dem Rom der ciceronischen Zeit gab es eine sehr exklusive, sehr medisante und sehr korrupte Gesellschaft, in der denn auch die Kunst des Briefschreibens eifrig geübt wurde. Was Cicero auszeichnet, ist die wunderbare Fähigkeit sich selbst in dem Austausch mit dem Freunde so zu zeigen wie er war. Hier spielt er nicht den Consular und Senator, nicht den gefeierten Sachwalter und Redner, auch nicht den weltverachtenden Philosophen oder den witzigen Gesellschafter: hier ist er einfach Cicero, der Cicero der mehr in sich hat als die verschiedenen Masken verraten, die ihm das Schicksal aufgesetzt, und sich darum nicht scheut diese Masken

einmal abzulegen, auch dann abzulegen, wenn die lebendigen Züge dahinter durchaus nicht imposant sind. Das bringt nur ein innerlich selbständiger Mensch fertig, der Pöbel, der mit erborgten Gefühlen und Gedanken sich behelfen muß, darf das Komoediespielen nicht lassen. So hat Cicero nicht ohne Verdienst das Glück daß neben seinen Werken auch der Mensch selbst fortlebt, und weil er auf der Wende der Zeiten steht, weil Griechisches und Römisches, Politik und Philosophie, die Wirkungen weltgeschichtlicher Katastrophen und die Stille des Literatendaseins im Wesen und im Leben des proteusartigen Mannes mit einander wechseln und sich ineinander verschlingen, ist auch das Menschliche, das rein Persönliche in ihm mehr als ein interessanter Roman. Eine geschichtliche Tragoedie spielt sich da ab, die den immer wieder erschüttert, der nicht anklagen und nicht entschuldigen, sondern nur aufmerksam und offenen Herzens zuschauen will.

Cicero ist im Jahre 106 in Arpinum geboren, einem kleinen Bergstädtchen am oberen Liris, dessen romantische Schönheit er selbst warm geschildert hat. Die Landschaft ist ihm immer etwas Wichtiges geblieben. Wenn er im späteren Leben an allen möglichen Plätzen sich großen Besitz kaufte und riesige Parks auf seinen Villen anlegte, so huldigte er damit allerdings der allgemeinen Gewohnheit der römischen Großen; aber er folgte nicht nur der Mode und ihn trieb nicht das Bedürfnis zu prunken. Das reflektierte Naturgefühl, wie es Plato zuerst ankündigt und der Hellenismus raffiniert ausbildet, paarte sich in dem Sohn der Berge mit der noch jetzt in jedem richtigen Italiener lebendigen Anschauung daß zum Leben des Mannes ein Landhaus unentbehrlich ist; die Freude in der Natur mit den Freunden

zu plaudern und die Wohltat mit dem Schmerz in die Einsamkeit von Wald und Meer zu flüchten äußern sich oft bei Cicero in völlig modernen Ausdrücken.

Ciceros Vater war römischer Ritter, also nicht ohne Wohlhabenheit, und für Bildung interessiert; die Bücher waren sein Trost, als ihm das Alter die Gesundheit nahm. Es ist auch geistig eine reine Luft gewesen, in der Cicero aufwuchs, sehr verschieden von den Miasmen der Hauptstadt, wo die fortdauernde Revolution alle noch gesund gebliebenen Kräfte in ihre Strudel zog. In diesen römischen Landstädten hatte sich ein starkes Gefühl von der Größe und Herrlichkeit des römischen Staats erhalten, das noch in den Krisen der caesarischen Zeit mehr als einmal spontan hervorbricht. Die beiden berühmten Arpinaten, Marius und Cicero, sind, jeder in seiner Weise, durch ihren vom Lande mitgebrachten Patriotismus von vorn herein in Gegensatz zu der stadtrömischen Nobilität geraten, die sich längst daran gewöhnt hatte ihr Interesse mit dem des Staats zu identifizieren, und beiden, dem Bauern- und dem Rittersohn ist der Gegensatz verhängnisvoll geworden.

Cicero begann sich zum Redner auszubilden grade als der Bundesgenossenkrieg ausbrach; auf dessen Beilegung folgten der sullanisch-marianische Bürgerkrieg und die unerhört blutige Restauration des Senatsregiments durch Sulla. Neben der Praxis — er hörte nach römischer Sitte so viel Sachwalter und politische Redner wie möglich — trieb er aufs eifrigste theoretische Studien. Wichtiger als die Unterweisung eines Stoikers in der formalen Logik wurden für ihn die Vorlesungen des akademischen Philosophen Philo, den der mithridatische Krieg 88 nach Rom trieb. Nachdem er schon unter Sullas Diktatur als Sachwalter aufgetreten war, unter-

nahm er im Jahre 79 eine Studienreise nach dem Osten. Zunächst ging er nach Athen um bei Philos Nachfolger Antiochos Philosophie zu hören; dort machte er mit seinem getreuen Atticus, mit dem Bruder Quintus und dem Vetter Lucius nach der Vorlesung stimmungsvolle Nachmittagsspaziergänge nach dem völlig verlassenen und verödeten Garten der Akademie und feierte die großen Erinnerungen. Auf das eine philosophische Semester folgten drei rhetorische bei den Koryphaeen der Beredsamkeit und den Professoren der Rhetorik in Kleinasien und Rhodos. 77 kehrte er nach Rom zurück.

Zu der Zeit in welcher der junge Cicero bei den Griechen in die Lehre ging, war der alte Streit zwischen Philosophen und Rhetoren wieder aufgelebt. Die im monarchischen Hellenismus verstummte praktische Beredsamkeit erwachte in Kleinasien unter der römischen Herrschaft zu neuem Leben, und für das Handwerk der rhetorischen Schulmeister eröffneten sich gute Aussichten, seitdem die Technik der griechischen Beredsamkeit von den römischen Sachwaltern für nützlich und bald für unentbehrlich gehalten wurde. Andererseits strebten die Philosophen danach die geistige Ausbildung der herrschenden Nation zu monopolisieren, und der Streit ob die Routine des Rhetors oder die Dialektik des Philosophen den Redner auszubilden vermöchte, wurde zu voller Heftigkeit entfacht, als der geistvolle Karneades, um den stoischen Dogmatismus zu widerlegen, die alte Kunst zwei einander entgegengesetzte Thesen zu verteidigen zu neuem Glanz ausbildete. Ein halbes Jahrhundert später tat Philo den wichtigen Schritt daß er neben der Philosophie auch Rhetorik dozierte. Er zog damit nur die praktische Konsequenz der

platonisch-aristotelischen Sätze die in der Polemik gegen die Rhetoren immer wieder von philosophischer Seite vorgebracht wurden, und hat mit dieser Erweiterung seines Lehrbetriebs durchaus nicht ein neues, das Monopol der Philosophie durchbrechendes Bildungsideal aufstellen wollen. Wenn die Beredsamkeit einmal da und wenn sie lehrbar war, so konnte es besser scheinen, wenn die Philosophen selbst sie lehrten als wenn sie die Rhetoren deswegen schalten. Bei den Schülern, um welche die griechischen Professoren sich zankten, bei den Römern verschoben sich die Bildungswerte allerdings dadurch daß sie bei den Rhetoren und bei den Philosophen Beredsamkeit studierten. Für sie, die insgesamt praktische Staatsmänner werden wollten, war die Beredsamkeit als politisches Mittel unendlich wertvoller als für die zu dauernder Untertanenschaft verurteilten Griechen, und wenn das Studium der Philosophie zu dem der Beredsamkeit in nähere Beziehungen trat, lag es ihnen nahe, in dieser nicht mit den Philosophen ein Nebenprodukt der Philosophie zu sehen, sondern umgekehrt in der Philosophie ein Mittel um dem Redner Stoff und Gedanken zuzuführen. Und Cicero ist bei dieser Anschauung nicht stehen geblieben. Er war kein Redner vom Schlage des Demosthenes oder C. Gracchus, denen die Rede nur einer und nicht einmal der stärkste Hebel war um ihre politischen Ziele zu erreichen; er hat stets wie Isokrates geglaubt daß mit einer glänzenden rednerischen Leistung die Sache abgetan sei Ihm ist der philosophisch gebildete Redner das Lebensideal, wenigstens das Lebensideal des Römers, dem die staatlichen Pflichten und der politische Ehrgeiz — beides läuft für ihn zusammen — nicht gestatten sich der Philosophie ganz hinzugeben. Sicherlich trifft ihn

das Urteil das Plato über die Leute fällt, die sich etwas darauf zu Gute tun zwischen dem Philosophen und dem Politiker die Mitte zu halten, daß diese sowohl in der Philosophie wie in der Politik hinter denen zurückstehen, die das eine oder andere zum ausschließlichen Beruf wählen; zugleich aber passen auf ihn auch die Worte, mit denen der große Philosoph milde und überlegen fortfährt: „solcher Leute Streben muß man verstehen und nicht verurteilen, sie vielmehr für das nehmen, was sie sind, und mit jedem Menschen zufrieden sein, der nur irgend etwas vorträgt, das zur Sphäre des Vernünftigen gehört, und es energisch verfolgt." Und wie das philosophische Denken der Sophisten des 5. Jahrhunderts die Ausbildung der attischen Prosa erst möglich gemacht hat, so ist es die philosophisch-dialektische Bildung gewesen, die das angeborene sprachliche Talent Ciceros so weit schulte, daß er sich den Ruhm erwarb, den ihm keiner streitig machen kann, der lateinischen Sprache den Prosastil geschaffen zu haben, der sie zu einer Kultursprache gemacht hat.

Cicero wurde als Sachwalter rasch berühmt; es verstand sich für ihn von selbst, daß er die politische Carrière einschlug. Die Zeiten welche unmittelbar auf die blutigen Jahre des Bundesgenossenkrieges, der Kämpfe zwischen Sullanern und Marianern, der optimatischen Restauration folgten, waren einem so für den inneren Frieden geschaffenen Talent, wie das seine es war, günstiger als es den Anschein hat. Der Abscheu vor dem Bürgerkrieg, vor den Gewalttaten der Revolution und Restauration hatte sich der Generation die Sulla überlebte, tief eingegraben, die neue Ordnung der Dinge hielt zunächst vor, und der Kampf den die Popularpartei sofort dagegen begann, wurde in lediglich gesetz-

lichen Formen geführt, die ehrgeizigen Generale gewohnten sich daran ihre egoistischen Ziele durch die politische Intrigue statt durch Gewalt zu erreichen. Ein sehr wesentliches Moment der Beruhigung war ferner, daß die gefährlichste Frage welche die gracchische Revolution gezeitigt hatte, die italische, durch die Aufnahme der Bundesgenossen in die römische Gemeinde entschieden war. Nach echter Advokatentaktik hielt sich Cicero zunächst zur Opposition, wie Demosthenes und Gambetta. Ein sensationeller Repetundenprozeß wurde glücklich von ihm geführt, und als Praetor hatte er Gelegenheit sich den General der mit dem vollen Winde der Volksgunst damals fuhr, Pompeius zu verpflichten. Am 1. Januar 63 trat er sein Consulat an, unter Umständen die voraussehen ließen, daß es nicht so ganz friedlich ablaufen würde. Gegen ihn war ein gefährlicher Geselle bei den Wahlen unterlegen, Catilina, ein heruntergekommener Adelicher, der sich schon Jahre vorher als politischer Bravo an Caesar und Crassus verdungen hatte um durch Unruhen in der Hauptstadt die Rückberufung des Pompeius von seinem orientalischen Kommando zu erzwingen. Unter Ciceros Consulat kam das Geschwür zum Ausbruch, aber erst nachdem es seine Gefährlichkeit verloren hatte. Im Juli 63 mißlang Catilina wiederum die Bewerbung um das Consulat, seine Hintermänner ließen ihn fallen, weil die Nachricht vom Tode Mithridats ohnehin die baldige Rückkehr des Pompeius erwarten ließ. So stand er vor dem politischen und finanziellen Ruin, und sammelte nun eine Anzahl von Spießgesellen, meist ebenfalls heruntergekommenen Nobilis, zu einer Verschwörung, die nicht unbedenklich war, aber eines tieferen politischen Zweckes entbehrte. Cicero mußte vorsichtig vorgehen, da mit dem unzuverlässigen

Gerichtsverfahren nichts auszurichten war. Nach längerem Kampf im Stillen hoffte er endlich die ganze Bande so zu kompromittieren, daß alle die Stadt verlassen mußten und ihnen als einziges Mittel die in Etrurien vorbereitete Insurrektion desperater sullanischer Veteranen blieb. Das mißlang, nur Catilina ging fort, und seine in Rom zurückgelassenen Genossen schmiedeten neue Mordpläne. Der Consul kam ihnen zuvor. Freilich wurde der Erfolg daß es ihm glückte sie zu überführen und aufzuheben, für ihn persönlich getrübt durch die Notwendigkeit gegen sie einzuschreiten. Das einzige wirksame Mittel war die Anwendung des Notstandsrechts, die in flagranti überführten Hochverräter ohne gerichtliches Verfahren hinrichten zu lassen; aber dieses Recht war umstritten. Die Optimaten verfochten es energisch, und ebenso energisch leugneten es die Popularen; ein Consul der es anwandte, war nie vor gefährlichen Manövern eines Tribunen sicher. Cicero wählte den Ausweg der politisch und juristisch der verkehrteste war; er übte das Notstandsrecht aus, deckte sich aber durch ein Senatsvotum.

Zunächst freilich umrauschte ihn der Jubel des Volkes, und die Wonne als Retter des Vaterlandes gefeiert zu werden trug ihn über die Sorgen hinweg. Er glaubte jetzt das Ziel erreicht zu haben, aufgenommen zu sein unter die erlauchtesten Namen der Vergangenheit, und träumte von einer stolzen Zukunft, wie er als Consular im Senat mit seiner Rede das Staatsschiff lenkte zur Freude der Guten und den Bösen zum Verderben. Seine Eitelkeit und sein ehrlicher Idealismus täuschten ihn über den wahren Charakter der Nobilität. Für sie blieb er der Emporkömmling, und sein Vordrängen der eigenen Individualität paßte zu der *gravitas* der Lords

aus den alten Familien so wenig wie seine redliche Ehrfurcht vor den großen Traditionen des Senats zu dem kalten, blasierten Egoismus mit dem die berufenen Hüter dieser Traditionen ihre eigenen Geschäfte trotz des drohenden Zusammenbruchs besorgten.

Nur zu bald sollte er erfahren daß die Nobilität den größten Lumpen wenn er nur zu ihnen gehörte, höher schätzte als ihn, dem sie, seiner Meinung nach, ihre Rettung verdankte. Im Dezember des Jahres 62 passierte ein unerhörter Skandal Als im Haus des Praetors Caesar das Fest der *Bona Dea* gefeiert wurde, zu dem nur Frauen Zutritt hatten, ertappte man den schönen, liederlichen P. Clodius in Weiberkleidung unter den frommen Damen. Es gab einen gewaltigen Lärm, Cicero wetterte und donnerte gegen die Nichtsnutzigkeit dieser adelichen Jugend, die eben erst um ihre Schulden nicht zu bezahlen den guten Bürgern das Haus über dem Kopf hatte anstecken wollen und nun solche Schamlosigkeiten begehe. Clodius bat, flehte, intriguierte, und Ciceros vornehmer Rival Hortensius setzte durch daß er von Geschworenen abgeurteilt wurde, die der geriebene Taugenichts und Bruder Liederlich mit leichter Mühe bestach, er wurde gegen den offenbaren Tatbestand freigesprochen Cicero glaubte der tiefen Niedergeschlagenheit aller Gutgesinnten aufhelfen zu müssen, geißelte die vornehmen Gönner des Frevlers, verhöhnte die bestechlichen Richter und überschüttete Clodius selbst im Senat mit der Lauge seines Witzes, den nicht fur sich behalten zu können immer sein Verhängnis war. Was halfen ihm Beifall und Gelächter? Er hatte sich einen gefährlichen, rücksichtslosen Todfeind gemacht, die vornehmen Optimaten waren zu blasiert um sich für ihn zu rühren, und die Freundschaft mit Pom-

peius, die zu pflegen ihm sehr klug vorkam, sollte ihm nichts nützen, weil er am wenigsten der Mann war, dem General, der keine reale Macht mehr besaß, im Senat, der jenem nicht traute, eine autoritative Stellung zu schaffen. Pompeius und Crassus wurden von Caesar bei Beginn seines Consulats 59 zu dem heimlichen Bunde gewonnen, der dem Senat jede Möglichkeit einer selbständigen Politik nahm und alle welche sich nicht fügen wollten, zur Ohnmacht verurteilte. Cicero konnte es nicht fassen daß seine Rolle als Consular, als Hüter der Würde und Größe des traditionellen Senatsregiments, dessen faktische Misère er fortwährend beklagte, ausgespielt sein sollte; er wies alle Angebote der Machthaber mit ihnen zu paktieren, in ehrenvoller Form sich zu entfernen, zurück, versuchte vergeblich in ländlicher Zurückgezogenheit zu schriftstellern. Der Besieger der Catilinarier hielt es für seine Pflicht auf dem Posten zu bleiben, sein eigener Glaube an die stolzen Übertreibungen mit denen er seine Taten gefeiert, raubte ihm das richtige Urteil über die Sachlage. So lieferte man ihn an Clodius aus, der durch Caesar das Volkstribunat erhielt und ein Gesetz durchbrachte, das den der römische Bürger wider Recht und Gesetz getötet hatte, in Italien für vogelfrei erklärte. Als Cicero daraufhin Rom verließ, wurde das Gesetz durch ein zweites ausdrücklich auf ihn bezogen. Bis zum Herbst des nächsten Jahres weilte er, klagend und jammernd, in Thessalonich und Dyrrhachium, ängstlich jeden Versuch ihn zurückzuberufen, verfolgend. Die Optimaten, die Cicero in seiner Verzweiflung zu Unrecht anklagte, weil sie ihm das allein mögliche geraten hatten der Gewalt nicht zu trotzen, fühlten sich diesmal allerdings in ihm getroffen und betrieben eifrig seine Rückkehr, aber erst dann mit Erfolg, als Clodius es auch Pompeius zu arg trieb.

Cicero kam als ein anderer aus der Verbannung zurück; er war vorsichtiger geworden. Seine Lage war freilich übel. Pompeius durch Dick und Dünn zu unterstützen war schwer, da man nie wußte was er wollte, mit Crassus und Caesar war er verfeindet, die Optimaten respektierten ihn und seinen Haß gegen Clodius nicht genug. Sobald daher Caesar den Bund mit Pompeius und Crassus erneuerte und ihm, als er seinem Groll unvorsichtig Luft gemacht hatte, eine kräftige Warnung zukommen ließ, wurde er still, ja noch mehr, er demütigte sich soweit die Helfershelfer Caesars, die er früher auf das giftigste angegriffen, in ihren Prozessen zu verteidigen. „Wenn ihr vor meinen Augen im Senat Clodius bald ernsthaft nehmt, bald kordial abküßt," erwiderte er den Nobili, die ihn wegen seiner Verteidigung des Vatinius interpellierten, „dann will ich auch einen Lump haben, den ich cajoliere um euch zu ärgern." Der Haß der Schwache — denn noch immer war ihm Clodius furchtbar — und die Empfindlichkeit des *homo novus*, der sich nicht durchsetzen konnte, machten es den Machthabern leicht an ihm nach dem Grundsatz zu handeln, daß man den verächtlich machen muß, den man vernichten will.

Trotz aller Versuche sich selbst zu täuschen, trotzdem er jetzt die Höhe seines Ruhms als Sachwalter erreichte, fühlte er die Leere seines Daseins und wandte sich der Literatur zu; es ist ihm zum Heil ausgeschlagen. In seinem tiefen Fall versuchte er, elastisch, sanguinisch wie er war, sich auf sich selbst zu besinnen und auf das was ihm niemand rauben konnte. In der Schrift vom Redner ließ er den L. Crassus das Bild des philosophisch durchgebildeten Redners, eben desjenigen was zu sein er selbst erstrebt hatte, zeichnen, in den Büchern

vom Staat stellte er im Gegensatz zu den Idealstaaten der Philosophen den römischen Staat, wie er einst war, als denjenigen dar, der den Anforderungen der Theorie am besten entspräche. Seine reine Begeisterung für das alte Rom sollte ihn hinausheben über das Elend der Gegenwart; und wenn er erst das Idealbild eines römischen Staatsmannes zeichnet, dann den Traum Scipios an den Schluß stellt, der zu den Sternen entrückt in der Weite des Kosmos auf die Kleinlichkeit alles Irdischen hinabblickt, dann sucht er im Reich der Gedanken den Trost dafür daß seine politischen Hoffnungen ein so jammerliches Ende gefunden. Das ist hellenisch, nicht römisch gedacht. Ein stärkerer Charakter, ein Mann mit politischem Wollen wäre in seiner damaligen Misère zugrunde gegangen; ihn rettete die Freude daran daß er seine Ideale gestalten konnte. Daß diese Ideale aus griechischer entlehnter Wissenschaft und romischer Wirklichkeit, aus einem warmherzigen Streben nach dem Großen und naivem Genuß der eigenen Persönlichkeit seltsam gemischt waren, war er glücklich genug, nicht zu fühlen.

Ein durch den allmählich sich entfesselnden Streit des Senats mit Caesar hervorgerufenes Gesetz zwang ihn, der nie nach der Verwaltung einer Provinz gestrebt hatte, 51 nach Cilicien als Statthalter zu gehen. Es kann keinem Zweifel unterliegen daß er so menschlich und uneigennützig regiert hat wie es unter damaligen Verhältnissen möglich war, an ihm war die Lehre der Philosophie nicht so abgeglitten wie an dem römischen Durchschnittspolitiker der sinkenden Republik. Die Parther vor denen ihm sehr bange war, taten ihm den Gefallen ruhig zu bleiben, und ein tüchtiger Unterbefehlshaber verschaffte ihm den billigen Ruhm ein ei-

cisches Räubernest zu erobern und sich von den Soldaten zum Imperator ausrufen zu lassen. Der Lorbeer umwand die Fasces seiner Lictoren, als er den italischen Boden wieder betrat, und er konnte hoffen als Triumphator einzuziehen, wenn nicht der Streit zwischen Caesar und Pompeius immer bedrohlichere Formen angenommen hätte. Die Briefe dieser Zeit, die sehr vollständig vorliegen, oft den täglichen Wechsel der Stimmung anzeigen, sind ein ganz einziges Beispiel für die Wirkungen eines großen historischen Dramas auf ein einzelnes Individuum, das zur Machtlosigkeit verdammt ist und sich doch selbst zu hoch stellt um teilnahmlos dem Ringen der Gewalthaber, der Auflösung der Republik zuzusehen. Es war das tragische Loos des Mannes, daß seine von ihm selbst hewunderte Vergangenheit ihn immer wieder in die Politik hineinzog und daß die politischen Konflikte Dimensionen angenommen hatten, die stahlharte Naturen verlangten. Mit Caesar es zu halten, war unmöglich: er wollte die Tyrannis, war umgeben von einer Rotte verzweifelter Revolutionäre, mit denen kein anständiger Mensch etwas zu tun haben wollte und konnte. Aber mit Pompeius gegen Caesar kämpfen, das war abscheulich, war Bürgerkrieg. Cicero hoffte immer noch auf Frieden, half bei den Verhandlungen ohne die militärische Lage zu überschen, war außer sich, als Pompeius aus strategischen Gründen erst Rom und dann Italien aufgab. Der Aufforderung des Pompeius nach Brundisium zu kommen, mit ihm nach dem Osten zu gehen, scheute er sich zu folgen; damit beleidigte er Caesar tötlich und wenn es doch zum Frieden kam, fiel er als das Opferlamm: man sieht wie die Erinnerungen von 58 nachwirken. So blieb er auf seinen Landgütern sitzen, jedoch Caesars Einladung in den

Senat oder vielmehr den kleinen Rest des Senats, der in Rom geblieben war, zu kommen erklärte er für eine unwürdige Zumutung. Wochenlang zauderte er mit der Abreise, und doch ließ es ihm in Italien keine Ruhe. Er fürchtete die Proscriptionen der siegreichen Optimaten, fürchtete ihren Sieg, auch für sich selbst, noch widerwärtiger war der Gedanke daß der Tyrann siegen könnte: wo sollte er hin? Schließlich ging er doch hinüber, wie er selbst schreibt, nicht um der Republik willen — „sondern weil mich niemand für undankbar halten soll gegen den der mich aus dem Unglück in das er mich gestürzt, wieder aufgerichtet hat, und ferner, weil ich das Treiben der Caesarianer hier nicht ansehen kann."

Die Nachricht von Caesars Sieg bei Pharsalos erhielt er in Dyrrhachion, wo er nach dem Abmarsch der beiden Heere nach Thessalien zurückgeblieben war. Den Krieg fortzuführen, wie Cato und andere wollten, schien ihm aussichtslos, in völlig gebrochenem Zustand kam er in Brundisium an, und der weitere Verlauf der Dinge erhöhte seine Verzweiflung. Er wäre froh gewesen, wenn Caesars Sieg sich rasch entschieden hätte, hatte damit gerechnet; nun saß Caesar in Alexandrien fest, und in Afrika bildete sich ein neuer Herd des Widerstandes gegen ihn aus. Wehe, wenn die Pompeianer siegten; Cicero wußte genau, daß diese rabiaten Revolutionäre, die von nichts als Blut und Hinrichtungen träumten, ihn am allerwenigsten schonen würden. Von Caesar andererseits, der in Alexandrien belagert wurde, war kein Bescheid über seine Begnadigung zu bekommen. So wußte er nicht aus noch ein. Endlich, nach monatelangem Warten erhielt er von Caesar gnädige Briefe, traf auch persönlich mit ihm zusammen. Ein Brief des

Digitized by Google

Brutus, der im Lager des Pompeius zu den reaktionaren Ultras gehört hatte, nach Pharsalos aber zu Caesar übergetreten war, suchte ihn aufzurichten, erinnerte ihn an seine Taten. Noch war er in schwerster Sorge wegen des afrikanischen Krieges. Der Sieg Caesars war keineswegs sicher, er wünschte ihn auch nicht, siegten umgekehrt Scipio und Juba, dann waren seine Tage gezählt. Da tröstete er sich damit daß er die berühmten stoischen Paradoxen daß nur das sittlich Gute wertvoll sei, daß die Tugend zur Glückseligkeit genüge, rhetorisch ausführte. Der gleichen Zeit, als er angstlich auf den Ausgang des afrikanischen Krieges wartete, gehört ein größeres Werk an, wie die *Paradoxa*, an Brutus gerichtet und auf ihn berechnet. Atticus hatte ihm eine chronologische Tabelle der römischen politischen und literarischen Geschichte geschickt. In langen Reihen zogen die berühmten Namen des römischen Forums an ihm vorüber: wehmütig erinnerte er sich seiner Hoffnung wie diese durch Ansehn, Weisheit und Rede zu glänzen. Das war jetzt alles vorbei durch den unseligen Bürgerkrieg. Aber ein oratorisches Testament wollte er hinterlassen, ehe der Tod oder die Tyrannis ihm den Mund schloß. Aus den trockenen Daten der Tabelle des Atticus spann er eine Geschichte der römischen Beredsamkeit heraus, an den Schluß kamen Hortensius, sein verstorbener Rival, und er selbst zu stehen; er erzahlt ausführlich seinen Bildungsgang. Jedes Eingehen auf die Politik wird vermieden, die Entscheidung war eben noch nicht gefallen. Aber daß Caesar in einer Dedikation Cicero den Schöpfer der lateinischen Kunstprosa genannt hatte, wird berichtet mit dem Zusatz: „allerdings hat der welcher Rom die Fülle der Rede gegeben hat" — wie Cicero es vermöge seiner

philosophischen Bildung getan zu haben glaubte — „mehr für die Ehre der Nation getan als die welche in der Liste der Triumphe stehen, weil sie eine Raubburg der Ligurer erstürmt haben." Er wollte es noch einmal sagen, jetzt wo er am Schluß seiner Laufbahn stand, daß er mehr gewesen war als diese hochmütigen Nobiles, die ihn nie zu den ihrigen gerechnet hatten.

Noch ein besonderer Grund trieb ihn sich Brutus gegenüber hinzustellen als den der Rom eine wahrhaft philosophische, gebildete Redekunst geschenkt hatte, im Gegensatz zu Hortensius, der wie die kleinasiatischen Rhetoren Pointen suchte und mit tönendem Schwulst und prunkenden Wortbildungen das Publikum blendete. In dem letzten Jahrzehnt war unter den jungen römischen Poeten, die sich um den begabten Licinius Calvus scharten, eine Richtung aufgekommen, die den Spruch *l'art pour l'art* mit der Rücksichtslosigkeit einer selbstbewußten Künstlerclique verfocht. Wie in der Poesie, so sollte auch in der Prosa nur das Urteil des Kenners gelten, jedes Wort war auf die Goldwage zu legen, der Rhythmus der Rede fein abzumessen: das volle, rauschende Pathos des M. Tullius, des 'beredtesten Romulusenkels,' wie Catull spöttisch ihn titulierte, galt für einen überwundenen Standpunkt. Sowohl Caesar wie Brutus huldigten dieser Richtung; Cicero griff daher das höfliche Kompliment jenes auf, und hielt diesem vor daß er den asianischen, den Kunstgesetzen der Prosa widersprechenden Stil längst überwunden und eine gebildete Beredsamkeit an die Stelle der advokatorischen Routine gesetzt habe. Wenn Brutus diese fortführen wolle, so führe er in Wahrheit sein, Ciceros Werk, fort.

Die Nachricht von dem Siege Caesars bei Thapsus gab Cicero neues Leben; mit einer wunderbaren Elastizität

Digitized by Google

schnellten seine Hoffnungen wieder empor, als die Angst vor den Proscriptionen der Pompeianer von ihm genommen war. Jetzt machte er sich an Varro, den gelehrten Romantiker Roms, heran, in der Erwartung daß jener von Caesar bei der Neuordnung der Dinge herangezogen werden würde: er dachte daran seine theoretische Schriftstellerei über den besten Staat wieder aufzunehmen und sie an Caesars Adresse zu richten. In diese Projekte hinein fiel die Nachricht von Catos Selbstmord in Utica, ein schwerer Schlag für Cicero. Nachdem dieser Mann mit der Tat bewiesen hatte daß nach der Vernichtung der republikanischen Freiheit das Leben für den Philosophen nicht mehr zu ertragen war, kam er sich tief gedemütigt vor. Die Optimaten in Rom hielten mit der Meinung nicht zurück, daß es eine Schande sei, wenn er sich seines Lebens freue und Cato freiwillig in den Tod gegangen sei. Er stand mit Caesar nicht schlecht, mit seinen Offizieren Hirtius und Pansa vortrefflich, deren Diners er mitmachte und mit denen er rhetorische Übungen abhielt, aber ihm war nicht wohl dabei. Die Aufforderung über Catos Tod zu schreiben scheint von den Caesarianern ausgegangen zu sein, die hofften daß eine Schrift Ciceros den für die caesarianische Sache sehr ungünstigen Eindruck von Catos Tod verwischen könnte: Cicero schrieb sich wieder in den Gegensatz zu der neuen Ordnung hinein, sodaß Caesar selbst eine Gegenschrift losließ und schließlich den beredten Lobredner seines Gegners zwang sich bei ihm zu entschuldigen.

Immer deutlicher hob sich die kommende Monarchie heraus, in welcher für den Redner, der sich im Senat so gern hatte hören lassen, kein Platz war. Er war nicht offen feindlich gegen den Alleinherrscher, geriet

wiederum in tötliche Angst, als der Krieg mit Pompeius Sohnen in Spanien gefährlich wurde, aber er vermochte sich nicht darin zu finden daß er bei Caesar antichambrieren mußte, wenn er etwas erreichen wollte, und den bevorstehenden Partherkrieg mit einer Nachahmung der offenen Briefe des Aristoteles und Theopomp an Alexander zu feiern, was man im caesarianischen Lager gern gesehen hatte, war ihm unmoglich, so oft er auch die Feder dazu ansetzte. In dumpfem Groll schlichen ihm die Tage hin.

Schon im Sommer 46, als er den Cato vollendet hatte, als er fur seine rhetorischen Prinzipien in einer Schrift in der er den vollkommenen Redner nach sich selbst zeichnete, noch einmal eingetreten war, warf er sich mit voller Kraft auf die Philosophie, las und schrieb Tag und Nacht, wie er Atticus berichtete. In diesen Tagen stand seine Seele des jungen Aristoteles Mahnrede zur Philosophie offen, und ihm kam der Gedanke eines Gesprachs in dem er dem Redner den Philosophen gegenuberstellte Wenn er die Sieger lustig schwelgen und prassen sah, wenn an ihn selbst die Versuchung herantrat mit Witz und Laune sich über den Rest seines Lebens hinwegzutausehen, dann empfand er das Verlangen sich durch eine Widerlegung Epikurs innerlich zu befreien. Zum Abschluß kam er nicht, seine Projekte waren noch angelegt auf die große und prächtige Form die er den sorgfältig ausgearbeiteten Büchern über den Staat gegeben hatte, und er empfand vorerst das Bedurfnis nicht die sich drangenden Plane rasch zu Ende zu führen, bis der Tod seiner Tochter Tullia ihn mit übermächtigem Zwang zum Schreiben trieb, und er nun eine fieberhafte Produktionskraft entwickelte. Die philosophischen Schriften dieser Periode stechen von den

früheren nicht zu ihren Gunsten ab, und um so weniger, je später sie sind, je weniger ältere Vorarbeiten ihm zur Verfügung standen, man merkt ihnen allen an daß er rasch arbeitete um sich zu betäuben. Bewunderungswürdig dagegen ist das formale Geschick der Sprache. Das Latein, dem der Artikel fehlt, das keine Worte zusammensetzen kann, dessen Syntax jeder Geschmeidigkeit ermangelt, war zur Darstellung der hellenistischen Philosophie, die über eine reiche Terminologie verfügte und alle Gattungen des wissenschaftlichen Stils vom trockensten Kathedergriechisch bis zur blühenden Fülle philosophischer Rhetorik ausgebildet hatte, so ungeeignet wie möglich, und trotzdem hat Cicero, und er allein, es fertig gebracht daß es zu einem zwar unvollkommenen, aber doch brauchbaren Ausdrucksmittel auch für Philosophen wurde.

Er saß noch mitten in seiner Schriftstellerei, sah es kommen wie der siegreich geführte Partherfeldzug die neue Universalmonarchie bringen würde, als an den Iden des März 44 Caesar den Dolchen der Verschworenen erlag. Als sie durch die Straßen stürmten und das Volk zur Freiheit aufriefen, ertönte sein Name. Nicht als ob er um die Verschwörung gewußt hätte, sein Name war für das große Publikum das Symbol der Republik, nicht einer Partei; Caesar hatte sehr wohl gewußt warum er seine publicistischen Dienste wünschte. Er begrüßte den Mord des Tyrannen mit unverhohlenem Jubel; doch nur zu bald stellte sich heraus daß auch Caesars Geist für seine Mörder zu stark war. War Caesar ein Tyrann, so mußte der Senat alles kassieren, was der größte Herrschergeist geschaffen, den die Welt seit Alexander gesehen hatte: zu so blinder Zerstörung konnte kein halbwegs Vernünftiger seine Zustimmung geben. Er-

kannte man aber Caesars Regiment an, dann war der Consul M. Antonius der berufene Ausführer seines Willens, und der Marschall, der beim Kaiser in die Schule gegangen war, war bei aller Brutalität und Zügellosigkeit ein sehr viel besserer Staatsmann als Cicero der Idealist und Brutus der Fanatiker. Schritt für Schritt warf er die Freiheitshelden zurück und sicherte seine politische und militärische Situation gegen die Restauration des Senatsregiments, die er erwarten mußte. Nach ein paar Monaten brachte er die Dinge dahin daß die Tyrannenmörder die bewaffnete Revolution proklamieren mußten, wenn sie die Früchte ihrer That ernten wollten. Cicero klagte und jammerte, Brutus grollte daß das undankbare römische Volk, daß der Senat, daß die Republik sich von den Mördern nicht retten lassen wollte. Brutus, kalt, verschlossen, hochmütig, hatte den warmherzigen, sanguinischen, eitlen Greis nie geliebt und nie geachtet, ihn stets nur gebraucht, wann und wie es ihm gut schien. Als er, der leidenschaftliche Optimat, zu Caesar übertrat in dem Wahn ihn lenken zu können, suchte er Ciceros Freundschaft, um so die Reinheit seiner Absichten zu manifestieren, ließ sich aber nicht abhalten ihn später ungezogen zu behandeln; als er merkte daß Caesar in ihm nur einen Träumer sah, dessen Ergebenheit ihm nützte, aber ihn zu nichts verpflichtete, und er nun gekränkt seinen Wohlthäter niederstach wie Butler Wallenstein, da war ihm Ciceros Name ein bequemes Programm; jetzt als er nach dem Osten ging um die Fahne des Aufruhrs zu erheben, da hintertrieb er Ciceros verständigen Plan, Italien zu verlassen, appellierte an das leicht entzündliche Ehrgefühl des Alten und trieb ihn nach Rom zurück um im Senat einen Agitator gegen Antonius zu haben. Freilich wurde es dem Consul

zunächst leicht den sehr nervösen Redner ins Bockshorn zu jagen, aber die Dinge änderten sich, als der junge Caesar auftrat. Es wird immer staunenswert bleiben wie dieser kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling das diplomatische Meisterstück zu Wege brachte, auf ein selbst geworbenes, gänzlich illegitimes Heer caesarischer Veteranen gestützt, zugleich die Erbschaft seines Vaters anzutreten und den Senat seinen Zwecken dienstbar zu machen, ermöglicht ist ihm dies Meisterstück durch die Torheiten Ciceros Der kluge „Knabe", wie Cicero ihn nannte, wußte mit seinen höflichen, devoten Formen den Alten, der Antonius wegen seiner soldatischen Rücksichtslosigkeiten und seiner unverbohlenen Verachtung des Senats nicht ausstehen konnte, vollständig kirre zu machen; er traute es sich zu, den Jüngling mit dem gefährlichen Namen zum Wohl der Republik zu leiten, und sah gar nicht daß der junge Caesar rechtlich ein Aufrührer, Antonius der legitime Consul der Republik war, daß die Truppen die dieser Aufrührer dem Senat zuführte, Caesars Veteranen waren, die im Fall des Siegs dem Senat nie gehorchen wurden. Unbekümmert, nur von dem augenblicklichen Gefühl beherrscht, eröffnete er jetzt unter dem Schutz der von Caesar dem Sohn geführten Veteranen Caesars des Vaters im Senat den Redefeldzug gegen den verhaßten Marschall, so maßlos sich am eignen Zorn berauschend, daß er jede Möglichkeit der Verständigung ausschloß. Caesars Zweck wurde erreicht, der Senat verschaffte ihm die Macht die er brauchte um Antonius Respekt einzuflößen Als dieser, bei Mutina geschlagen, Italien verließ, geächtet, der Vernichtung preisgegeben, wie es schien, stand Cicero im Zenith des Ruhmes. Was er sich in seiner Jugend gewünscht, worauf er als Mann

so schwer verzichtet hatte, mit seiner Rede den Staat zu lenken, jetzt wars ihm vom Geschick gegeben: er steuerte die Republik und sich selbst direkt ins Verderben hinein. Er setzte eine fieberhafte Tätigkeit in Bewegung um die Generale in den Provinzen zu gewinnen, um sie gegen Antonius zu hetzen, diese warteten vorsichtig den Gang der Dinge ab, dachten aber nicht daran, ihre Regimenter erprobter Truppen für den Senat marschieren zu lassen, der es ihnen doch nicht gelohnt hätte. Es dauerte nicht lange, und Antonius hatte wieder eine furchtbare Macht zusammen. Der junge Caesar dagegen präsentierte seine Rechnung; die Ehrungen die Cicero in reichem Maße ihm verschafft, wegen deren Brutus dem Redner die zornigsten Briefe geschrieben hatte, waren dem Knaben zu wenig; er verlangte das Consulat. Cicero ahnte jetzt was er angerichtet hatte. In dem letzten Briefe der von ihm erhalten ist, schreibt er: „Das ist mein größter Kummer daß ich, der ich mich der Republik für den jungen Mann, was sage ich, für den Knaben verbürgt habe, kaum glaube mein Versprechen halten zu können Allerdings hoffe ich noch ihn in der Hand behalten zu können, seine Anlage ist gut, aber seine Jugend leicht zu beeinflussen, viele sind darauf aus ihn zu verderben, in der Hoffnung, seinen natürlichen Scharfblick dadurch blenden zu können, daß sie ihm das Trugbild einer falschen Ehre vorhalten. So habe ich zu allem übrigen auch noch die Last, alles aufbieten zu müssen um den jungen Mann festzuhalten, damit man nicht sagt, ich sei leichtsinnig gewesen."

Es kam anders. Die alten Marschälle Caesars des Vaters, Antonius, den Cicero aufs tödlichste erbittert, und Lepidus, den er erst gegen Antonius gehetzt, nachher

als Verräter gebrandmarkt, schlossen mit Caesar dem Sohn, den er als seine Kreatur betrachtet hatte, den Bund ab, der zunächst das lärmende, demonstrative Senatsregiment vernichten, dann den Tod des Meisters an den Mördern, deren Heere sich im Osten sammelten, rächen sollte. Die ciceronische Politik war ohnmächtig gewesen, aber sie hatte erbittert. Die Marschälle verlangten nach einem Strafgericht für die zahllosen Beleidigungen die gegen sie geschleudert waren, und der junge Caesar hatte nichts dagegen wenn der Senat dezimiert wurde, der seinen Plänen stets im Wege stehen mußte. Und endlich, Proscriptionen brachten rasch und sicher Geld. So erneuerten sich die Zeiten Sullas, und die blutige Jagd ging los. Cicero war eins der ersten Opfer: ein Jahr nachdem er im Senat die Führung übernommen hatte, steckte der Kopf des Ermordeten auf der Rednerbühne des Marktes.

Ciceros höchstes Ziel war es in die erlauchte Tradition der Scipionen und Meteller durch seine Taten und seinen Ruhm eingereiht zu werden, und er war wiederum ein viel zu reich organisierter, sein eigenes Ich zu fein und mannigfaltig empfindender Geist um, wie jeder regierende Stand und der römische vor allem es verlangte, seine Individualität im Stand aufgehen zu lassen. Das war ein griechischer Zug, und die griechische Weltanschauung, die ihm ursprünglich nur die Rede verschönern sollte, wurde ihm eine innere Macht, weil und je mehr seine politischen Hoffnungen ihn enttäuschten. Trotzdem blieb er zu sehr Römer, um auch dann an der Philosophie festzuhalten, wenn unfreiwillige Muße ihn nicht zwang. Er hätte ein geistvoller Zuschauer des furchtbaren Dramas werden können, das sich vor ihm und seinen Zeitgenossen abspielte, wenn nicht der Glaube an

seine Taten, der Zauber seiner eigenen Worte ihm immer wieder verboten hätten, den sicheren Port aufzusuchen, der ihn dem Sturm entzog. So hat ihn der Todeskampf der Republik zermalmt, und was mehr erschüttert als das gräßliche Ende, der Konflikt zwischen dem Ehrgeiz einer großen Überlieferung treu zu bleiben und dem Jammer eine verlorene Gegenwart nicht retten zu können haben diese Menschenseele zerdrückt und zernagt in einem ruhelosen Auf und Nieder von trügerischer Hoffnung und verzweifelndem Schmerz. Aber nicht nur sein Witz und seine geistige Anmut sind ihm bis zuletzt treu geblieben, treu geblieben ist ihm auch die Gabe zu sagen was er litt, und wessen Ohr offen ist, der vernimmt voll Furcht und Mitleid neben dem ehernen Tritt der weltgeschichtlichen Dike auch die Töne die der Druck eines ungeheuren Geschehens einem schwachen, liebenswürdigen, feinbesaiteten Menschenkind abgepreßt hat, das nicht ahnte daß die Nachwelt seine Geständnisse belauschen würde.

Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Ein Vortrag von Thaddaeus Zielinski, Professor an der Universität St. Petersburg. 8. Geschmackvoll kart. ℳ 2.40.

Aus einem thatsächlich an Ciceros zweitausendjährigem Geburtstag gehaltenen Vortrag entstanden und den Charakter eines solchen in Haltung und Stil bewahrend, versucht dieses Schriftchen von Ciceros Einfluſs auf die geistige Kultur der Folgezeit ein bei aller Knappheit klares und zutreffendes Bild zu geben. Es kommen dabei hauptsächlich die drei Eruptionsperioden der Kulturgeschichte — die Zeit der Ausbreitung des Christentums, die Renaissance, die Aufklärung — in ihren bedeutendsten Vertretern zur Sprache; das Resultat ist, daſs, recht im Gegensatz zur landläufigen Vorstellung, mit jedem weiteren Kulturstoſs auch das Verständnis Ciceros sich erweitert und vertieft und sein Einfluſs auf die treibenden Kräfte der Menschheit an Bedeutung gewinnt.

Ciceros Villen von O. E. Schmidt. Mit 2 Tafeln und Abbildungen im Text. gr. 8. geh. ℳ 2.—

Diese Darstellung der Stätten von Ciceros Leben und Wirken betrachtet beide in seiner Wechselwirkung und diese in ihrer Bedeutung für die Kultur- und Geistesgeschichte der Zeit, und dürfte darum für den Philologen wie den Archäologen gleich anziehend sein.

Die ständischen und sozialen Kämpfe in Rom zur Zeit der Republik. Von Dr. Leo Bloch. [II u. 156 S.] 8. 1900. geh. ℳ 1.—, geb. ℳ 1.25. („Aus Natur und Geisteswelt", 22.)

Es giebt schwerlich einen gleich interessanten und gleich bedeutungsvollen Vorgang in der Weltgeschichte wie die Entwicklung der römischen Weltmacht. Der Darstellung der sozialen Erscheinungen, der inneren Kämpfe der Stände, unter denen sich diese Entwicklung vollzieht, dient als Grundlage eine Schilderung der Natur des Landes und der Bevölkerung in groſsen Zügen, auf der sich die Entstehung der beiden sich in Zukunft bekämpfenden Stände abhebt. Mit der durch die inzwischen erlangte Großmachtstellung Roms bedingten Entstehung neuer sozialer Unterschiede treten sich neue Stände entgegen, die Herrschaft des Amtsadels und des Kapitals beginnt, auf der anderen Seite bildet sich ein großstädtisches Proletariat. Diese Gegensätze kommen dann im sozialen Krieg des letzten Jahrhunderts der Republik zum Ausbruch, vor allem in den durch die Gracchischen agrarischen Reformversuche verursachten Kämpfen. Den Abschluſs der Darstellung bildet ein Ausblick auf die Lösung der Parteikämpfe durch die Monarchie.

Aus den griechischen Papyrusurkunden. Ein Vortrag gehalten auf der VI. Versammlung deutscher Historiker zu Halle a. S. am 5. April 1900 von Prof. Dr. Ludwig Mitteis. [50 S.] 8. geh. n. ℳ 1.20.

„Es war ein verdienstvolles Unternehmen von Ludwig Mitteis, in einem Vortrage auf dem diesjährigen deutschen Historikertage zu Halle einem weiteren Kreise von Historikern die neueren Ergebnisse der griechischen Papyrusurkunden vorzuführen. — Dieser Überblick über die inhaltsreiche Schrift dürfte zum Beweise dessen genügen, wie viele wichtige Probleme der antiken Geschichte auf Grund der Papyrusfunde der Lösung näher gebracht werden. Allen Historikern und Altertumsforschern sei daher die Schrift zur Einführung in die Papyruskunde aufs dringendste empfohlen."

(Deutsche Litteraturzeitung.)

Charakteristik der lateinischen Sprache. Von Prof. Dr. O. Weise. Zweite Auflage. gr. 8. geh. ℳ 2.40.

Die Kenntnis einer Sprache bleibt oberflächlich, solange sich der Lernende nicht auch die Gründe für die verschiedenartige Gestaltung ihres Baues klar gemacht hat. Das bereits in zweiter, mehrfach vermehrter Auflage vorliegende Schriftchen will der Schablone des rein gedächtnismäſsigen Einübens im Sprachunterricht möglichst zu entraten helfen und darauf hinwirken, dafür eine mehr vertiefende, mehr zum Nachdenken zwingende und anregende Lehrmethode zu wählen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Das Frühlingsfest der Insel Malta. Ein Beitrag zur Geschichte der antiken Religion von Richard Wünsch. [IV u. 70 S.] gr. 8. geh. ℳ 2.—

Der Bericht eines arabischen Kriegsgefangenen des XVI. Jahrhunderts giebt uns Kunde von einer merkwürdigen Feier der Malteser, bei der ein Bild Johannis des Täufers unter blühenden Bohnen gefunden wurde. Es wird in diesem Büchlein der Versuch gemacht, die Entstehungszeit des Festes zu ermitteln und sein Fortleben bis in die Gegenwart zu verfolgen. Dabei wird die Ablösung des Adoniskultes durch die Verehrung Johannis des Täufers besprochen und ein neuer Gesichtspunkt für die Erklärung der altgriechischen Volksanschauungen von der Bohne aufgestellt.

Das alte Rom. Entwickelung seines Grundrisses und Geschichte seiner Bauten auf 12 Karten und 14 Tafeln dargestellt und mit einem Plane der heutigen Stadt sowie einer stadtgeschichtlichen Einleitung herausgegeben von Arthur Schneider. 12 Seiten Text, 12 Karten, 14 Tafeln mit 287 Abbildungen und 1 Plan auf Karton. Quer Folio 45×56 cm. Geschmackvoll gebunden ℳ 16.—

Das Werk sucht ein Gesamtbild des alten Rom zu geben, in dem die Darstellung durch das Wort mit der in Bild und Plan zusammenwirkt, auf streng wissenschaftlicher Grundlage, aber zugleich in allgemein verständlicher Form. Es erscheint deshalb besonders geeignet, jedem Gebildeten die Bedeutung des alten Rom für unsere Zeit nahe zu bringen, indem es ihm ein besseres Verständnis der antiken Architektur und Kultur zu ermöglichen sucht, und bietet so besonders für jeden Romfahrer die beste Vorbereitung und die schönste Erinnerung.

Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom. Von W. Helbig. 2. Aufl. 2 Bände in Leinwand gebunden ℳ 17.—

„Denn die eminente Brauchbarkeit des Buches ergiebt sich alsbald in erfreulichster Weise jedem, der es gegenüber den Denkmälern in die Hand nimmt, aber auch zum Studium im Angesicht von Gipsabgüssen und Photographien wird es vielen ungemein förderlich sein. Es giebt nicht bloß feste Resultate der Forschung, sondern geht auch überall auf die wissenschaftlichen Streitfragen ein, und dies in einer Weise, die ebenso den gebildeten Laien, wie den werdenden oder gewordenen Fachmann zu interessieren und zu belehren geeignet ist.“ (Das Humanistische Gymnasium.)

„Die zweite Auflage von Helbigs wohlbekanntem Führer bedarf kaum einer lobenden Einführung. Es ist ein unentbehrliches Buch nicht bloß für den Romfahrer, sondern für jeden Freund der antiken Kunst. Mit unermüdlichem Fleiße hat der Verf. überall gebessert und nachgetragen, er hat auch den Umfang der besprochenen Denkmäler ganz wesentlich erweitert.“ (Literar. Centralblatt.)

Satura. Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal in freier metrischer Übertragung von H. Blümner. 8. Geschmackvoll kart. ℳ 5.—

Der Übersetzer sucht dem heutigen Leser die drei römischen Satiriker in ganz freier Übertragung verständlich zu machen und will somit jedem Gebildeten Gelegenheit geben, von den interessanten Quellen der kulturhistorisch so bedeutungsvollen Kaiserzeit Kenntnis zu nehmen.

Trajans dakische Kriege nach dem Säulenrelief erzählt von E. Petersen. I. Der erste Krieg. gr. 8. kart. ℳ 1.80.

Das Schriftchen ergänzt von archäologischer Seite und aus langjährigem Vertrautsein mit dem Denkmale die Veröffentlichung von Cichorius und stellt zugleich einen zuverlässigen knappen Führer an der Säule dar.

Otto Ribbeck: Reden und Vorträge. gr. 8. geh. ℳ 4.—, in Original-Halbfranz geb. ℳ 6.—

In diesem mit dem Porträt Ribbecks geschmückten Bande ist eine Reihe seiner Reden und an ein größeres Publikum sich wendenden Vorträge vereint, die seinen Freunden und Verehrern wie allen denen des klassischen Altertums überhaupt willkommen sein werden.

Digitized by Google




Princeton University Library
32101 063053084

